Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1 20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O.

Neue Folge.—1. Jahrgang. 1. **Mai** 1901. — **Heft** 5.

Literaturbericht.

Von G. Deutsch.

Die Gemeindegeschichte ist, wie ich in meinem letzten Berichte bemerkte, ein gegenwärtig sehr beliebtes Thema. Von den Schriften dieser Art, die ich jüngst erhalten habe, dürfte die Geschichte der gegenwärtigen Gemeinde Nürnberg*) aus verschiedenen Gründen den Vorrang verdienen. Zunächst dürfte der Leserkreis der Deborah, der sich zu einem großen Theile aus Einwanderern aus Franken rekrutirt, daran ein besonderes Interesse nehmen, dann ist gerade wegen der Jugend der Gemeinde alles Mitgetheilte historisch, und endlich hat diese Geschichte ein über den Rahmen der Specialgeschichte hinausgehendes allgemeines Interesse, weil Nürnbergs Geschichte für die Geschichte anderer Gemeinden in deutschen Großstädten typisch ist.

Die Juden wurden 1499 aus Nürnberg verwiesen. Auch das ist für die Geschichte der deutschen Juden im fünfzehnten Jahrhundert typisch. Mit der commerciellen und industriellen Entwicklung Deutschlands wuchs die Macht der Städte; sie traten aus ihrem Unterthänigkeits-Verhältniß zu den Adeligen heraus und wurden reichsunmittelbar. Hatte der Adel die Juden gerne

*) Die israelitische Kultusgemeinde Nürnberg von ihrem Entstehen bis zur Einweihung ihrer Synagoge. Gedenkschrift aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Synagoge auf Wunsch der Gemeindeverwaltung herausgegeben von Dr. Bernhard Ziemlich, Rabbiner. Nürnberg, 1900.

um der Schutzgelder willen, die sie ihm zahlten, geduldet, so fiel dieser Grund für die Bürger weg, da sie in den Juden nur lästige Concurrenten sahen, deren man sich entledigen müsse, wenn auch dem Stadtsäckel dabei Nachtheil erwachse. Mit dem Kaiser, unter dessen Schutz die Juden standen, ließ sich leicht ein Abkommen treffen. Man entschädigte ihn aus der städtischen Kasse für den Ausfall an Einnahmen und überdies that er den Städten gerne einen Gefallen, da sie verläßliche Bundesgenossen in seinem Kampfe gegen die Reichsfürsten waren.

So wurden die Juden 1499 aus Nürnberg unter der üblichen Anklage des Wuchers, der Diebshehlerei und allgemeiner Verderbtheit „auf ewige Zeiten" vertrieben. Von da an erscheinen sie nur ausnahmsweise zu vorübergehendem Aufenthalte in der Stadt, und ein jüdischer Verbrecher muß aus begreiflicher Schonung für die Herren Spitzbuben außerhalb am Galgen gehenkt werden. Erst im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts begegnen wir wieder einzelnen Juden in Nürnberg. Ein jüdischer Lotterieeinnehmer wird aus Rücksicht auf die Staatsfinanzen geduldet; ein jüdischer Veteran, der zwölf Jahre mit Auszeichnung beim Militär gedient hat, wird als Postschaffner mit dem fürstlichen Gehalte von 36 Kreuzern angestellt, der nach längerer tadelloser Dienstzeit auf 40 Kreuzer (16 Cents) täglich erhöht wird. Endlich wird nach langen Debatten einem jüdischen Mädchen gestattet, zur Erlernung weiblicher Handarbeiten sich einige Monate in Nürnberg aufzuhalten. Das Jahr 1848 bringt eine Aenderung, und 1850 wird einem Juden mit einer Stimme Majorität die Niederlassung vom Stadtrathe gestattet.

Weitere Errungenschaften folgen. Im Jahre 1852 dürfen die Juden an den hohen Feiertagen einen Gottesdienst abhalten, doch wird ihnen aufgetragen, kein auf die Straße dringendes Geräusch zu verursachen. Die bayerische Regierung, welche gleich allen autokratischen Regierungen um das Seelenheil ihrer jüdischen Unterthanen sehr besorgt ist, obwohl sie ihnen ohne Rücksicht auf ihr leibliches Wohl noch 1845 den Hopfenhandel und 1841 den Lumpenhandel untersagt, dringt darauf, daß die Nürnberger Juden eine religiöse Genossenschaft bilden. Da sie nicht die erforderliche Zahl von fünfzig Familien haben, wird daraus ein Religionsverein, dem 1862 eine Kultusgemeinde folgt. Nach manchen Kämpfen mit feindseligen Elementen, die offenbar noch auf dem Standpunkte von 1499 stehen, wird etwa 1863 — hier hat das Buch einen störenden Druckfehler — die Anlage eines Friedhofes gestattet, und nach langen Verhandlungen und Vorbereitungen wird am 8. September 1874 der prächtige Tempel eingeweiht. Zwei Jahre vorher wurde Dr. Levin, gegenwärtig Prediger bei der Reformgemeinde in Berlin, als Rabbiner gewählt. Die Schilderung des Wahlkampfes ist höchst interessant. Neben Lewin war Leopold Stein als Candidat genannt, aber er war zu „neu," und die Nürnberger waren der Ansicht, daß „der Kutscher nüchtern sein" müsse. Dieser Fall ist der erste, wo ich das bekannte Wort offiziell erwähnt finde.

Damit schließt die Geschichte. Die Resignation Levins und die Wahl seines Nachfolgers sind nicht behandelt, auch sonst ist noch Manches unklar. Dr. Löwi in Fürth, bekannt durch einen langwierigen Prozeß der Orthodoxen, die bei der Regierung seine Absetzung beantragten, weil er unter

Anderem am Sabbath mit einem Manne gesprochen hatte, der einen Stock trug, zeigt sich gegen die junge Gemeinde sehr unfreundlich. Der Grund ist nicht ganz klar. Es ist übrigens interessant, daß derselbe Mann, der von der Staatsaufsicht so viel chicanirt wurde, in einer Eingabe an die Regierung sagt, daß ohne Staatsaufsicht „der Zerfall der Religionsübungen" eintreten müsse. Interessant wäre auch eine nähere Angabe über den Prozeß gewesen, den einige Orthodoxe wegen einer Mikwe anstrengten; der Verfasser weicht aber der Schilderung absichtlich aus. Ein Historiker muß den Muth eines Arztes haben.

Das Buch ist gut geschrieben, doch hat der Verfasser eine unerklärliche Scheu vor dem Conjunctiv. Die Nürnberger sollen sich verständigen, in welcher Weise sie die Dienstleistungen des Dr. Löwi zu honoriren bereit s i n d. (Seite 10, Aehnliches Seite 37, 64, 65 und andere.) Auf alle Fälle hat der Verfasser eine dankenswerthe Gabe geliefert.

„Drei Könige zu Heimsen!" läßt Uhland seinen Helden ausrufen, und „drei Bände über Kremsier!" fühlt sich der Leser versucht bei dem Anblicke des Werkes zu rufen, von dem wir unseren Lesern Kunde geben wollen.*) Kremsier ist ein Städtchen von 12,000 Einwohnern, allerdings historisch bekannt als Sitz des ersten österreichischen Reichsraths 1848 und als der Platz der Zusammenkunft Czar Alexander II., der große Städte gern mied, mit Kaiser Franz Josef im Jahre 1885. Die jüdische Gemeinde zählt etwa 600 Seelen, hatte zur Zeit der beschränkten Ehen 106 Familien und in früheren Zeiten noch weniger, da eine Urkunde von 1597 nur 21 Judenhäuser zählt. Demnach ist der erste Eindruck, den wir empfangen, der, daß hier des Guten zu viel geboten wird. Trotzdem sei von vornherein bemerkt, daß ein solches Urtheil ein irriges wäre. Der Verfasser hat den gegründetsten Anspruch auf die Dankbarkeit aller Freunde jugendlicher Geschichtsforschung. Eine allgemeine Nachahmung seines Beispiels wird uns erst in die Lage setzen, jüdische Geschichte zu schreiben.

Kremsier ist eine Bischofsstadt, die seit alter Zeit dem Bischofe, später Erzbischofe, von Olmütz unterthänig war. Dieses Bisthnm verdient auch deswegen einen Platz in der jüdischen Geschichte, weil vielleicht zum ersten Male sein Thron einen Besitzer hat, der den Namen Kohn führt, übrigens nur der Sohn eines im Kindesalter getauften jüdischen Vaters ist. Im Allgemeinen galt auch für die Juden das alte Wort: Unter dem Krummstab ist gut wohnen; ja für die Juden ganz besonders, denn in den Zeiten, wo der Antisemitismus noch nicht erfunden war und daher die Feindschaft gegen die Juden auf ihre Gottlosigkeit sich beschränken mußte, war der Bischof die höchste Instanz, welche über ihr Schicksal zu entscheiden hatte, und für ihn, da wir Alle sterblich sind, war die Frage von großer Wichtigkeit, wie das Bisthum den Ausfall der Judensteuern decken sollte. Im Uebrigen wäre

*) Frankl—Gruen, Ad. Rabb. Dr.: Geschichte der Juden in Kremsier, mit Rücksicht auf die Nachbargemeinden Nach Original-Urkunden zusammengestellt. Erster Theil 1322—1849. Breslau, 1896. Zweiter Theil 1848—1898. Frankfurt, 1898. Dritter Theil: Nachträge. Archivalien. Die Gegenwart. Frankfurt 1901.

es Unrecht, zu leugnen, daß es auch auf Bischofsstühlen humane Menschen gab, welche, wenn sie auch theoretisch an der kanonischen Judengesetzgebung festhielten, das Inhumane derselben nach Kräften in der Praxis zu mildern suchten.

Mit einem bischöflichen Privilegium beginnt die Geschichte der Gemeinde. Im Jahre 1392 ertheilt der böhmische König Johann dem Bischofe von Olmütz das Privilegium, in jeder seiner vier Städte einen Juden halten zu dürfen. Der Sinn dieses Privilegiums im Einzelnen ist uns nicht ganz klar. Jedenfalls handelt es sich dabei um eine fiskalische Maßregel. Das Recht, Juden zu halten, wird ebenso wie das Recht der Münze, der Wegemauth, der Branntweinbrennerei u. s. w. den geistlichen und weltlichen Herren verliehen. Was aber die Juden damals thaten, um als ein Steuerobject zu gelten, ist nicht ganz klar. Der Verfasser geht auch ein wenig zu weit, wenn er aus dieser Urkunde auf das Vorhandensein einer jüdischen Gemeinde in Kremsier zu jener Zeit schließt, während doch gerade das Gegentheil daraus hervorgeht. Hat damals der Bischof die Erlaubniß erhalten, einen Juden in Schutz zu nehmen, so hat es keinen vorher dort gegeben. Am allerwenigsten läßt sich ein Rabbiner von Kremsier erweisen, den Frankl—Gruen in dem Judenhochmeister Israel, den Kaiser Ruprecht 1407 ernannt hat, finden will. Wenn Israel wirklich aus Kremsier und nicht aus Krems war, wie Grätz meint, war er noch nicht Rabbiner, sondern vielleicht der Sohn des bischöflichen Schutzjuden. Die Gemeinde Kremsier tritt urkundlich erst 1579 auf, und wenn sie ohne Zweifel auch schon früher bestanden hat, so wird doch ihr Bestand schwerlich über die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zurückgehen. Damals waren die Judenaustreibungen aus den Städten an der Tagesordnung. Dem Einflusse des Kreuzzugspredigers gegen die Hussiten, Johannes Capistrano, der mit seiner Bekehrung der Hussiten wenig Erfolg hatte, gelang es um so besser, die Juden zu maltraitiren. In Breslau wurden sie verbrannt, in Brünn, Olmütz und anderen Städten des Köngreichs Böhmen vertrieben. Es ist demnach wahrscheinlich, daß die aus Olmütz, der bischöflichen Residenz, vertriebenen Juden sich in Kremsier niederließen, wie dies 1670 die aus Wien vertriebenen Juden gethan, doch gehören solche Untersuchnngen in das Gebiet der Detailforschungen, mit denen wir die Leser der Deborah verschonen müssen.

Die Privilegien der Bischöfe sind sehr lehrreich. Wir erfahren aus ihnen, daß die Juden, wie überall Handel trieben. Derselbe wird ihnen mit dem gnädigen Zusatze gestattet, daß sie sich dabei aller „Partiten" (Betrügereien) enthalten sollen, dann wird ihr Gerichtsstand geordnet. Prozesse zwischen Juden gehören vor das Rabbinergericht; bei Prozessen zwischen Juden und Christen ist das Gericht des Geklagten kompetent. Es wird ihnen ferner gestattet, ihren Koscherwein zu importiren und alle Woche zwei Rinder oder die entsprechende Anzahl von Kleinvieh zu schlachten, endlich wird ihnen der Besitz ihres Gotteshauses und ihres Begräbnißplatzes garantirt und ihnen das Recht, ihren Rabbiner und ihren „Schulsinger" zu wählen, eingeräumt, deren Wahl jedoch der bischöflichen Genehmigung unterliegt. Ihre Existenz ist eine kümmerliche, die, wie überall, von Privilegien abhängt, welche von jedem Bischof bestätigt

werden müssen und darum bei jeder Neubesetzung des Bisthums eine Quelle neuer Expressungen darbieten. Am schlimmsten war dies bei der Wahl des fünfzehnjährigen Herzogs von Lothringen der Fall, der 1696 das Bisthum erhielt, offenbar, um damit eine Versorgung zu erhalten. Der junge Bischof brauchte Geld, und der Administrator, der für ihn das Bisthum verwaltete, nicht minder. Die Unmündigkeit des Bischofs gab einem Heere von Beamten einen großen Einfluß, und natürlich wollten sie Heu machen, so lange die Sonne schien. In der Gemeinde Kremsier gab es unter den Rechtlosen eine noch rechtlosere Klasse, die Wiener Exulanten, welche 1670 aus der Hauptstadt vertrieben worden waren und sich in Kremsier niedergelassen hatten. Ihr Schutz war ein temporärer. Der Grund hierfür ist nicht klar. Möglich, daß sich der Bischof nur auf eine temporäre Maßregel einlassen wollte, möglich auch, daß die Verbannten auf einen baldigen Widerruf der Austreibung rechneten. Auf alle Fälle ist es begreiflich, daß ihre Bitte um Erneuerung ihres Schutzverhältnisses von Seiten der Bisthumsverwaltung mit ungemessenen Forderungen beantwortet wurde. Man suchte sich, wie das damals gewöhnlich geschah, durch die Fürsprache der einflußreichen Hofjuden zu helfen und schickte Gesandte an Leffman Kohen in Hannover, den Schwiegervater — nicht Schwager, wie Frankl meint — des damaligen mährischen Landrabbiners David Oppenheimer, weniger bekannt durch eigene Werke als durch die anderer, die er sammelte, und welche den Grundstock zu der großartigen hebräischen Bibliothek der Bodlejana in Oxford abgaben. Man sieht aus diesem Beispiele, daß es damals im Gemeindeleben auch nicht so ideal zuging, wie die Romantiker uns glauben machen wollen. David Oppenheimer wird seiner Familienverbindungen halber zum Landrabbiner gewählt. Er ist der Neffe des Hofjuden Samuel Oppenheimer, der Schwiegersohn des Hofjuden Leffman Kohen, und seinen Einfluß kann man gelegentlich gut brauchen. Der Herzog von Lothringen ist nämlich auch Bischof von Osnabrück, und so kann Leffman den bedrängten Kremsierer Hilfe leisten. Der dreißigjährige Krieg, in welchem Kremsier von den Schweden eingenommen wurde, brachte ebenfalls Ungemach über die Gemeinde, obwohl, wie jetzt im Burenkrieg das Gerücht verbreitet wurde, die Juden stünden im geheimen Einverständnisse mit dem Feinde. Schlimmer erging es ihnen im schlesischen Kriege, als der kaiserliche Kommandant, von Seherr, unter der Androhung allgemeiner Plünderung den Juden Mährens eine Contribution von 50,000 Gulden auferlegte. Allerdings widerrief die Kaiserin den Befehl, aber für viele Gemeinden kam der Widerruf zu spät. Schließlich mußte die ungeheure Summe doch bezahlt werden, und endlich erließ die bigotte Kaiserin den Befehl, daß in einem halben Jahre alle Juden die Länder der böhmischen Krone verlassen müßten. Wieder wurden die Hofjuden in Bewegung gesetzt, und endlich gelang es durch den Einfluß auswärtiger Diplomaten, die Kaiserin zur Zurücknahme ihres Befehles zu veranlassen. Die Beschuldigung des Landesverraths, welche den Vorwand zur Ausweisung abgegeben hatte, wurde ausdrücklich widerrufen. Für uns, die Zeitgenossen des Dreyfus-Prozesses, bedurfte es der Widerlegung nicht. Wir sind es nur allzusehr gewohnt, daß alles Unglück, eine Seuche oder ein verlorener Krieg, von Juden verschuldet sein muß. Die Beschuldigung ist

übrigens zu absurd, um widerlegt zu werden, denn, wenn es auch hie und da einen Juden gegeben haben mag, der durch Lieferungen oder durch Spionendienste dem Feinde Vorschub geleistet hat, was in allen Armeen schon hohe Offiziere gethan haben, so war doch die Judenheit als solche daran ebenso unschuldig, wie sie unschuldig gewesen wäre, wenn wirklich Ludwig Löwe & Co. der deutschen Armee schlechte Gewehre geliefert oder Dreyfus militärische Geheimnisse verrathen hätte. (Fortsetzung nächste Nummer.)

Rabbi Meir.

(Nach dem Midrasch Rabbah.)

Von J. Groneman. Detroit, Mich.

(Schluß.)

Sabbat-Feier.

„Dieses hat der Herr gesprochen: Ein Ruhetag, ein heiliger Ruhetag ist morgen; was ihr backen wollt, backt heute, und was ihr kochen wollt, kocht heute.“ (2. Buch Mose.)

Wenn wir uns von dem geschäftigen Treiben an einem Freitag Abende in den Häusern der Kinder Israel zu den Zeiten des Rabbi Meir einen deutlichen Begriff machen wollen, müssen wir uns, lieber Leser, in das Gewühl jener Straßen hineindenken. Hier überrascht uns einige Stunden vor Sonnenuntergang ein Haschen und Jagen, ein Schaffen und Wirken, ein Rennen und Drängen, kurz, ein buntes Durcheinander, daß wir irre werden, wohin wir erst unsere Aufmerksamkeit richten sollen! Da begegnen wir einem Dienstmädchen, das eben die weißen Sabbatbrode auf einem Brette tragend, geschäftig dem Backhause zueilt, und dort stoßen wir auf einen pfeifenden Lehrjungen, der mit Fleischtöpfen und allerlei Backwerken reich beladen lustig durch die Straßen rennt. Hier sehen wir mit größter Rührigkeit kochen, backen, den Ofen heizen, Fische zubereiten, Gewürze stoßen, die Sabbatspeisen in großer Anzahl aufeinander schichten, während dort Flaschen und Gläser geputzt, Zimmer und Möbel gereinigt, Baumwolldochte zubereitet und die Lampen mit Oel gefüllt werden.

Endlich geht die Sonne unter; ein Ausrufer, mit kräftiger Stimme begabt, kündet die Ankunft des lieben Sabbats in allen Gassen an. Hierauf verdoppelt sich das Rennen und Treiben, man sieht Licht, Obst und andere Kleinigkeiten rasch in die Wohnungen schaffen, vor den Häusern spritzen, kehren, was zum Werktage gehört, beseitigen, die Geschäftsbuden schnell schließen, während die Alten, schon in ihren Sabbatkleidern mit einem Büschel wohlriechender Blumen in der Hand vor dem Hausthore sitzend, dem Gange in die Synagoge mit sorgloser und freudiger Miene entgegenharren. Nun wird es allmählig dunkel, auf das geräuschvolle Gewühl des Tages folgt eine heilige Stille; erquickende Sabbatruhe senkt sich in das Herz eines jeden gläubigen Israeliten, aus den hellbeleuchteten Fenstern verbreiten die acht-

zackigen Lampen bis in die weiteste Ferne ihren goldenen Schein; in dem Innern der Gemächer sieht's recht behaglich aus. Ein schneeweißes Tuch liegt ausgebreitet, die zwei Sabbatbrode, mit einem Seidentuche bedeckt, prangen obenan, daneben steht ein Glas mit verschiedenen Blumen.

Die fromme Hausfrau strahlt, nachdem sie sich gewaschen, in ihrem Sabbatputze und hat eben über die geweihten Lichter den Segen gesprochen, jetzt verrichtet sie andächtig das für den Sabbat vorgeschriebene Abendgebet, betet auch aus einem eigens hierzu verfaßten Gebetbuche תחנה für das Wohlergehen ihres Gatten und aller ihrer Angehörigen, während die erwachsenen Töchter um sie her, festlich herausgeputzt, mit dem Lesen moralischer Lektüre im Stillen beschäftigt sind. Nun wird allmählich zur Vorbereitung des Sabbatmahles geschritten, der Tisch mit allem Nöthigen geziert, der Wein, über welchen der Kiddusch gesprochen werden soll, perlt in den Gläsern, die feierlich gekleidete Hausjugend, aus deren Augen die beseligende Sabbatfreude deutlich zu lesen ist, harrt sehnsuchtsvoll des lieben Vaters Rückkehr aus der Synagoge entgegen, der eben, mit dem Siddur (Gebetbuch) unter dem Arme einen guten Sabbath wünschend, frohen Muthes in das Zimmer tritt. Freudig eilen die Kleinen, seine Hand zu küssen ihm entgegen, und nachdem der fromme Vater sein Schalom alechem=Lied abgesungen, ertheilt er den übrigen Hausgenossen den Segen, worauf man zur Tafel schreitet, und die schönsten Loblieder (זמירות) beim fröhlichen Mahle abgesungen werden.

So sah es in den Tagen des Rabbi Meir am Sabbat=Vorabende in jedem jüdischen Hause aus; nicht aber so fröhlich und munter ging es in der Wohnung unserer frommen Milka heute zu. Diese war, wie schon erwähnt, derselben zugeeilt, glaubte das Zimmer, wie sie es auf den heiligen Sabbat vorbereitet, in schönstem Glanze zu treffen; aber wie groß war ihr Schrecken, als sie die Sabbatlampe erloschen, die Dochte weit weggeschleudert und ihren Mann vor der Hausthür mit zorniger Miene vor sich hinbrütend, liegen sah.

Ach, mein Gott und Vater! welch' ein entweihter und zerstörter Sabbat! welch' ein böser Engel hat hier gewirthschaftet! jammerte die gute Milka; hat man je noch solche Gräuel in einem jüdischen Hause gesehen? Freitag Nacht finster wie im Grabe! Mein guter Mann! sag', was ist geschehen?

Doch der rauhe Barsela, ohne auf ihre Frage zu achten, fuhr sie wüthend an und rief: Wo warst Du so lange, Elende? gewiß bei deinem Buhlen, dem du so gerne nacheilest; sprich die Wahrheit, Schlange, wo warst du?

Wo ich war? antwortete weinend die sanfte Milka, verdiene ich diesen Vorwurf? Weißt du denn nicht, daß ich jeden Freitag Abend zur Predigt des allbeliebten Rabbi Meir gehe? Und indem sie besänftigend ihn anredete: Hättest du nur gehört, lieber Mann, die gediegene Rede, den göttlichen Vortrag dieses — Sie wollte weiter sprechen, als der grimmige Barsela der guten Frau ins Wort fiel und satanisch lächelnd ihr zugrinste: Hat er dir gefallen, dieser Rabbi? seine Rede hat dich sehr begeistert? will's wohl glauben! Nun, so geziemt es sich auch, daß du ihm dafür erkenntlich seiest: gleich gehest du hin und fährst diesem frommen Rabbi, der dir so viel Vergnügen machte, mit deinem zarten Händchen dankbar über das Gesicht; wenn du es

aber zu thun unterlässest, schwöre ich dir, daß du die Schwelle meines Hauses nicht mehr betreten wirst! Hierauf schlug er die Thür vor ihr zu, verschloß sich sogleich, und die arme Dulderin würde unter freiem Himmel die Nacht zugebracht haben, wenn nicht eine mitleidige Nachbarin sich ihrer erbarmt und sie zu sich ins Haus genommen hätte.

Das unglückliche Weib glaubte zwar Anfangs, daß dies ein derber Spaß ihres Mannes sei, denn sie konnte sich mit dem Gedanken nicht befreunden, daß ein solches lächerliches und unanständiges Verlangen je ernst sein sollte; sie duldete daher bis zum frühen Morgen und tröstete sich mit der schmeichelnden Hoffnung, daß er des Nachts in sich gehen und andern Sinnes werden würde. Jedoch, da auch jetzt dieser Unmensch bei seinem unverschämten Verlangen starrsinnig verharrte und die fromme Gattin grausam von sich stieß, da wurde sie trostlos und ihre Lage grenzte an Verzweiflung.

Die Aussöhnung.

Doch dieser tolle Unsinn konnte nicht lange verschwiegen bleiben, er ward das Tagesgespräch in allen Häusern; wohin man kam, redete man davon, man machte sich allgemein hierüber lustig, und es konnte auch nicht fehlen, daß selbst Rabbi Meir davon Kunde erhielt, wie sein geehrter Name ohne sein Wissen Gegenstand der niedrigsten Beschimpfung sei. Um jedoch die Ruhe und das häusliche Glück dieses unschuldigen Weibes wieder herzustellen, zögerte der ehrwürdige Rabbi keinen Augenblick, die gekränkte Gattin vor sich kommen zu lassen; sie kam und wurde in Gegenwart aller Talmudjünger auf's Freundlichste empfangen.

Erschrick' nicht, gutes Weib! und vergieb, daß ich so eiligst dich hierher beschieden: es ist ein heftiges Augenübel, woran ich seit einiger Zeit sehr leide und das trotz aller angewandten Mittel der Aerzte mit jedem Tage gefährlicher wird. Ich drohe leider zu erblinden, und nur du, ja du allein wärst, wie man mir gerathen, im Stande, mich von dieser gefährlichen Augenkrankheit zu heilen. Wenn du mir in Gegenwart dieser meiner Schüler siebenmal mit der Hand über die Augen fährst, so werde ich augenblicklich von diesem unerträglichen Schmerze befreit, und dir allein werde ich dann nächst Gott mein Augenlicht zu verdanken haben.

Die überraschte und schüchterne Milka war zwar Anfangs im Begriff, ihrer Unkenntniß wegen Einwendungen zu machen, doch durch den vermeintlichen Schmerz jenes hochgeehrten Rabbiners allzusehr gerührt, und in der Hoffnung, zur Linderung seiner Leiden durch dieses Streichen etwas beitragen zu können, besiegte sie ihre weibliche Schüchternheit und that augenblicklich in Gegenwart der Jünger ganz so, wie ihr geheißen wurde.

Kaum aber mar sie damit zu Ende, als sich der weise Rabbi lächelnd von seinem Sitze erhob, und ihr freudig entgegenrief: Gehe mit Gott, du fromme Tochter in Israel! Dein Wille war der beste, du hast zu wahrem Danke mich verpflichtet! Doch wisse, meine Augen waren nicht krank, ich benöthige keineswegs deiner Hilfe, dein häuslicher Unfriede nur, den dir das Anhören meiner Predigt veranlaßte, gebot mir, daß ich als Mensch mich deiner annahm. Ich weiß Alles; deine traurige Lage ist mir nicht unbekannt; — gehe nur getro-

sten Muthes nach Hause, gute Milka, und sage deinem eigensinnigen Manne in meinem Namen, sein Wille sei weit pünktlicher als er erwartete, vollzogen worden. — Er verlangte, daß du nur einmal dem Rabbi Meir mit der Hand im Gesichte streichest, und du thatest es ungestört im Beisein aller seiner Schüler sogar siebenmal. — Sei also unbesorgt, leidendes Weib! weine nicht! Deine Thränen, die jetzt so heiß über deine Wangen fließen, sollen die letzten gewesen sein. Der allbarmherzige Vater, der das Gebet aller Andächtigen gnadenvoll erhört, wird auch mein inbrünstiges Flehen für dein künftiges häusliches Glück vor sich kommen lassen. Nimm die Hoffnung mit nach Hause, daß durch meine Vermittlung dein Mann deine weiblichen Tugenden mit besseren Augen erblicken und daß sein Widerwillen in zärtliche Liebe sich verwandeln wird; du wirst an seiner Seite noch viele frohe und glückliche Jahre verleben und deine durchseufzten Tage werden, so es der göttliche Wille ist, noch heute ihr Ende schon erreicht haben!

Die erfreuete Milka entfernte sich hierauf mit dankerfülltem Herzen, währendessen die Talmudjünger über das Vorgefallene in tiefes Schweigen versunken waren und es nicht wagten, ihr Staunen hierüber auszusprechen.

Ich verstehe euren geheimen Tadel und lese den bittern Vorwurf euch aus den Augen, hub jetzt Rabbi Meir an, daß euer Lehrer, indem er eine solche Handlungsweise vor euren Augen entfaltete, dem Pöbel zur Schmähung der Thora und zur Lästerung der Gesetzkundigen Veranlassung gegeben. Jedoch, meine Schüler, nicht so vorschnell im urtheilen! Ich frage euch, soll euer Rabbi seine Ehre höher anschlagen als die des einig ewigen Gottes? Wer von euch kennt nicht die Satzung für die treulose Gattin, welche von dem Manne wegen Verdacht eines Ehebruchs angeklagt wurde? Der bittere Trank, den sie aus der Hand des Priesters zur Untersuchung ihrer Unschuld erhielt, ward laut Vorschrift der Thora so zubereitet, daß der Name Gottes auf einen Zettel bei den Flüchen geschrieben, und in das bittere Wasser getaucht und verwischt wurde. (1. Buch Moses 5, 23.) Wenn nun der allmächtige Gott seinen heiligen Namen zur Herstellung des häuslichen Friedens verlöschen ließ, wie soll ich hinfälliger Mensch etwas unter meiner Würde halten wollen, wenn es gilt, die zerstörte Eintracht zwischen Mann und Frau wieder herzustellen und selbe aufs Neue zu begründen? — Nehmet daher, meine Theuern, diese sehr wichtige Lehre zur Richtschnur fürs Leben: „Nur die böse Handlung, durch welche wir Andern schaden, entehrt uns und schändet unsere heilige Menschenwürde, hingegen macht jede That zur Aufrechterhaltung des Friedens und des guten Einverständnisses uns vor Gott und Menschen nicht anders als groß und ehrwürdig."

Ein talmudisches Compliment: Mein theueres Weib, warum heißt du Gütel, gewiß nur Bileschon Sagi Nehor (euphemistisch), weil du bist schlecht. Nun könntest du auch heißen Schöndel, denn du bist mies auch. Warum heißt du aber nicht Schöndel? Gewiß bist du noch mehr schlecht wie mies. Jetzt guck' herein in den Spiegel, wirst du dir können vorstellen, wie schlecht, daß du mußt sein.

Inschriften am Lebenswege.

Aus dem Tagebuche eines Stillen im Lande.

XVII.

Charisi beginnt seine zweite Makama mit den Worten: „Als ich die Kinderamulette abgebunden.“ Wann tritt dieser Zeitpunkt bei den meisten Menschen ein? — Vielleicht erst dann, wenn sie die irdische Hülle überhaupt ablegen.

XVIII.

Die christlichen Apologeten sind nicht nur ungerecht gegen die Lebenden, sondern auch gegen die Todten; selbst die Freisinnigen unter ihnen halten es für nöthig, alle Vorgänger des Christenthums, besonders im Judenthume, so tief wie möglich herabzudrücken, nur um dadurch die neue Lehre in die Höhe zu halten. Das aber ist ein erbärmlich Geschäft. Und wem wollen sie es einreden, daß der Geist Gottes sich plötzlich von seinem ganzen Volke abgewendet, darin er sich seit durch mehr als Tausend Jahre in ureigener Weise geoffenbart hatte, obgleich dasselbe Volk an dem Glauben seiner Berufung inniger als je festhielt und, von ihm gestählt, seine große Märtyrerlaufbahn betrat?

XIX.

Erhörung.

Sprich deinen Morgensegen
Und richte nach Innen den Blick;
Es kommt auf des Tages Wegen
Die Antwort dir zurück.

Dein Flehen wird Gott erhören,
Er kann's nicht lassen verweh'n;
Doch muß er im Gewähren
Die eigenen Wege geh'n.

Hast du das recht ermessen,
Dann betest du ruhig fort,
Bis du dein Wünschen vergessen
In der Andacht erhebendem Wort.

Bis sich dein Wollen verlieret
Im ewigen Gottesrath,
Und fühlst die Hand, die dich führet,
Selbst in der eigensten That.

G. G

Jüdische Gedenktage.

Mai.

1. 1572 Moses Isserls, der „Remo," Krakau, gest.
1700 Joseph Athias, Amsterdam, verdienstvoller Buchdrucker, gest.
1775 Israel Lyons, astronom. und mathemat. Schriftsteller in London, gest.
1801 Hermann Schiff, Schriftsteller (s. 1. Apr.), geb.
1805 Johann Jakoby, der Verfechter der Volksrechte, Königsberg, geb.
1808 Francis Henry Goldsmid, englischer Parlamentarier, erster jüdischer Advokat in England, geb.
1817 Karl Isidor Beck, deutscher Dichter, Konvertit, geb.
1885 David Gordon, hebräischer Schriftsteller, gest.
1893 Abraham Sack, russischer Staatsrath, Berlin, gest.
1899 Joel Deutsch, Direktor des jüdischen Taubstummen-Instituts, Wien, gest.
1900 Baron Moritz v. Kohn, der Bankier Kaiser Wilhelms, gest.

2. 1634 Jakob Bassewi, geadelter Financier, Prag, gest.
1718 Zebi Aschkenasi, Rabbiner, Lemberg, gest.
1784 Marks Haindorf, Stifter des nach ihm benannten Instituts in Münster, geb.
1793 Jacques Leon Aronsohn, medicinischer Professor, Straßburg, geb.
1836 Aaron Worms, Verfasser eines talmudischen Werkes, Metz, gest.
1860 Theodor Herzl, Führer der Zionisten, Verfasser des Judenstaats, geb.
1862 Josef Wolff, englischer Missionär, Konvertit, gest.
1864 Giacomo Meyerbeer, Komponist, gest
1878 Francis Henry Goldschmid, M. P., gest.
1899 M. E. von Simson, Präsident des deutschen Reichstags, Konvertit, gest.

3. 1096 Wurden in Speier mehrere Juden von Kreuzfahrern getödtet.
1407 R. Israel zum Reichshofmeister ernannt.
1583 Isaak Mehling, Rabbiner in Prag, gest.
1616 Meir von Lublin, Rabbiner und talmudischer Autor, gest.
1655 Abraham Nunez Bernal in Cordova auf dem Scheiterhaufen gest.
1664 Gemetzel in Lemberg, von Jesuiten angestiftet.
1703 Samuel Oppenheimer, hervorragender Financier, Wien, gest.
1871 Ed. Munk, Philologe, gest.
1882 Temporäre Bestimmungen über die Juden in Rußland erlassen (Mai-Gesetze).

4. 1758 Salomo Lipschütz, Metz, Vorbeter, schrieb Anweisungen für Vorbeter, gest.
1789 Angelo Paggi, jüdischer Schriftsteller, Siena, geb.
1816 Josef Franco, Violinist, geb.
1852 Moses Landau, Bearbeiter des „Aruch," Prag, gest.
1864 Israel Josef Benjamin, Reisender (Benjamin II.), gest.
1875 Heinrich Ewald, Exeget, Göttingen, gest
1875 Michel Levy, Buchhändler, Paris, gest.

5. 1624 Verbrannten Priester in Coimbra Dr. Antonio Homem, der zum Judenthum übergetreten.
1767 Isaak Levi Hurwitz, Rabbiner und Schriftsteller, gest.
1821 Napoleon, der das Sanhedrin einberufen, gest.
1839 Professor Eduard Gans, Konvertit, Berlin, gest.
1859 Mordechai, Zebi Marre, Maler u. hebr. Dichter, Raduschkowitschi, geb.

6. 1629 Chajim Vital, Gründer der Lurianischen Mystik in Damaskus, gest.
1664 Abraham ben Salomo in Lemberg getödtet.
1747 Moses Chajim Luzzato, neuhebräischer Dichter, gest.
1781 Beer Lema, talmudischer Schriftsteller, gest.
1785 Saul Halevi, Rabbiner, Haag, gest.
1786 Ludwig Börne, Schriftsteller, Frankfurt a. M., geb.
1838 Samuel Löb Kauder, Rabbiner, Prag, gest.

6\. 1842 Isaak Spitz, Rabbiner, Jungbunzlau, gest
1848 Hermann L. Strack, christlicher Anwalt des Judenthums, geb.
1859 Alexander v. Humboldt, Schriftsteller, Freund der Juden, gest.
1889 Chajim Zebi Lerner, hebräischer Schriftsteller, gest.
1898 Aug. Abrahamson, Gothenburg, Förderer des gewerblichen Schulwesens, gest.

7\. 1880 Leone Levi, London, juristischer Schriftsteller, gest.

8\. 1664 In Lemberg wurden einige Juden erschlagen.
1806 Feibes Cohen, rabbinischer Schriftsteller, gest.
1811 Ignaz Kuranda, österreichischer Politiker, geb.
1819 David Levi, italienischer Dichter, geb.
1878 Meier Auerbach, O. R., Jerusalem, gest.
1884 Judah P. Benjamin, amerikanischer Staatsmann, London, gest.

9\. 1572 Moses Beschitzi, karäischer Schriftsteller, im Alter von 18 Jahren gest.
1664 In Lemberg zwei Talmudlehrer erschlagen.
1735 Jonas Jeiteles, Arzt in Prag, geb.
1775 Moses Philipson, Schriftsteller, geb.
1800 Justus Olshausen, Exeget und Grammatiker, geb.
1824 Jakob Bachrach, hebräischer Schriftsteller, Seiny, geb.
1867 Sigismund Stern, Frankfurt a. M., Führer der Reformbewegung, gest.
1899 Simon Samuel, Professor, Mediziner, Königsberg, gest.

10\. 1682 Wurden in Lissabon Abraham Lopez Pereira und Isaak de Fonseca verbrannt.
1879 Benzion Berkowitz, hebräischer Schriftsteller, Wilna, gest.
1885 Ferdinand v. Hiller, Musikschriftsteller, Konvertit, gest.
1888 Michael Heilprin, N. Y., berühmter Gelehrter, gest.

11\. 1823 Ascher Ginzburg, Wilna, jüdischer Gelehrter, gest.
1886 Isidor Kalisch, Rabbiner in Amerika, gest.
1892 Joseph Beer Solowejczyk, Rabbiner, Brest', talmudischer Autor, gest.

12\. 1751 Pethachja ben David Lida, Frankfurt a. M., gest.
1805 Julius Fürst, Professor der Leipziger Universität und Schriftsteller, geb.
1807 Samuel Breinersdorf, Medizinalrath, Verfasser medizinischer Schriften, Breslau, gest.
1817 Gesetz in Holland verpflichtet Gemeinden, Volksschulen zu gründen.
1858 J. G. B. Winer, Verfasser des biblischen Real-Lexicons, Leipzig, gest.
1862 Samson Wolf Rosenfeld, Rabbiner, Bamberg, Schriftsteller und Verfasser der „Stunden der Andacht," gest.
1873 Gideon Brecher, Arzt und jüdischer Schriftsteller, gest.
1884 B. Holländer, Industrieller in Leobschütz, gest.
1900 Attilio Luzzato, italienischer Deputirter und Redakteur, Rom, gest.

13\. 1728 Isaak Chajim Cantarini, Schriftsteller, gest.
1779 Jakob Salomo Bartholdy, Geh. Legationsrath, Konvertit, gest.
1782 Fr. Albrecht Augusti, Konvertit, Eschwege, gest.
1792 Pius der Neunte, Autor des Syllabus und der Entführung Mortaras, geb.
1799 Jesaia Berlin, talmudischer Schriftsteller, Breslau, gest.
1829 M. Jastrow, Rabbiner und Autor, Rogasen, geb.
1872 Moritz Hartmann, deutscher Dichter, gest.
1873 Emanuel Deutsch, Verf. eines Essay über den Talmud, Alexandrien, gest.
1896 Germain See, Professor, medizinischer Schriftsteller, Paris, gest.
1900 Hermann Levi, Musikdirektor, München, gest.

14\. 1726 Moses Darschan, rabbinischer Schriftsteller, gestorben.
1803 Salomon Munk, Mitglied der französischen Akademie, Professor und berühmter Schriftsteller, geb.
1869 Gabriel Polak, Schriftsteller und Schulvorsteher, Amsterdam, gest.
1873 Preußisches Gesetz über die Juden.
1875 Gottfried Bernhardy, Philologe, Konvertit, gest.
1886 S. E. Berolzheimer, erster jüdischer Richter in Bayern, Fürth, gest.

14\. 1889 Samuel Hirsch, amerikanischer Reformrabbiner, gest.
1892 A. S. Weißmann, hebräischer Schriftsteller, Wien, gest.

15\. 1664 Chajim ben Mordechai, wurde erschlagen, Lemberg.
1792 James Rothschild, der Gründer des Pariser Hauses, geb.
1822 Leopold Kompert, jüdischer Schriftsteller, Münchengrätz, geb.
1847 Daniel O'Connell, katholischer Anwalt jüdischer Rechte, gest.
1878 Salomon van Nierop, niederländischer Rechtsgelehrter, bedeutender Redner, Mitglied des jüdischen Gemeinde-Vorstandes, gest.
1887 Dr. Wilhelm v. Königswarter, Ehrenbürger von Fürth, gest.
1896 General Lambert, Paris, gest.

16\. 1659 Campegius Vitringa, holländischer Theologe, Verfasser der **de Synagoga vetere**, geb.
1767 Samuel Borchart, Verfasser der biblischen Zoologie, Caen, gest.
1789 Michael Creizenach, Reformschriftsteller, Mainz, geb.
1796 Emanzipation in Holland.
1807 Joseph Steblicky, Proselyt in Nikolai, Schlesien, gest
1823 H. Steinthal, Philosoph und Sprachforscher, Gröbzig, geb.
1826 David B. Adler, dänischer Politiker, geb
1828 Wilhelm v Rothschild, Frankfurt a. M., geb.

17\. 1617 Löb Saraval, Rabbiner, Mantua, gest.
1748 Schabtai Marini, Arzt und Dichter, Padua, gest.
1779 Raphael Levi, Mathematiker und Astronom, Hannover, gest.
1780 Moses Serach Eidlitz, Verfasser einer Arithmetik, Prag, gest.
1820 Israel Hildesheimer, Führer der deutschen Orthodoxie, geb.
1895 Wilhelm v Gutmann, Industrieller, Wien, gest.

18\. 1837 W. Steinitz, Schachspieler, Prag, geb
1843 Samuel Chajim Loli, Dichter und Grammatiker, Görz, gest.
1865 David Fränkel, Herausgeber der Zeitschrift „Sulamith," Dessau, gest.
1887 Wolf Kaplan, hebräischer Literat, Riga, gest.
1888 Hirsch Ornstein, Rabbiner, Lemberg, gest.
1897 Krawalle in Algier.

19\. 1'03 Isaak Alfasi, talmudischer Autor, Lucena, gest.
1707 Saul, Rabbiner von Amsterdam, in Glogau gest.
1762 J. G Fichte, Philosoph und Antisemit, geb.
1771 Rahel Levin (Varnhagen), geb.
1862 Ephraim Willstätter, Rabbiner, Verfasser einer Geschichte der Juden, gest.
1856 Dr. S. Steinheim, Arzt, Dichter und Philosoph, Zürich, gest.
1887 Otto Stobbe, Verfasser einer Geschichte der Juden in Deutschland, gest.

20\. 1442 Salomo Kohen, Märtyrer des Judenthums.
1806 Samuel Löw, Kommentator des Schulchan Aruch, Boskowitz, gest.
1822 Emile Erckmann (S. 13. März), geb.
1889 Sam. Alatri, Philanthrop, Rom, gest.

21\. 1529 Wurden in Bösing bei Preßburg dreißig Juden verbrannt.
1760 Israel Bescht, der Gründer des Chassidismus, Miedzyborz, gest.
1786 Kahalverfassung in Rußland eingeführt.
1799 Daniel Itzig, Mäcen, Berlin, gest.
1818 Israel M. Rabbinowitz, talmudischer Autor, geb.
1823 David Rosin, jüdischer Schriftsteller, Rosenberg, geb.
1864 G. H. Lippmann, Herausgeber und Erkl. gram. Schrift. Abenesra's, gest.
1882 Sal. Taussig, Schriftsteller, München, gest.

22\. 1370 Wurden in Brüssel Juden verbrannt
1681 Joseph Chajim Kitzingen, Casale, gest.
1802 L. Feldmann, deutscher Dichter, München, geb.
1813 Richard Wagner, Komponist und Antisemit, geb.
1839 Israel ben Samuel, Schriftsteller, aus Sklow, gest.

22. 1851 M. M. Noah, der Gründer eines Judenstaates, New York, gest.
1858 David Ottensosser, Uebersetzer und Erklärer biblischer Bücher, Fürth, gest.
1880 Joseph Aub, Rabbiner, Berlin, gest.
1889 G. R. Halphen, mathematischer Schriftsteller und französischer Artillerie-Offizier, Versailles, gest.

23. 1708 Salomo de Oliveira, Amsterdam, gest.
1893 Anton v. Schmerling, liberaler österreichischer Staatsmann und ein klein wenig Antisemit, gest
1897 Ed. E. Pereire Brandon, Maler, Paris, gest.

24. 1241 Ermordungen von Juden in Frankfurt a. M.
1801 A. A. Wolff, Oberrabbiner, Kopenhagen, geb.
1810 Abr Geiger, einer der größten jüd Theologen der Neuzeit, Frankfurt, geb.
1883 G. G. Valentin, Professor, Bern, gest.
1896 P. E. van Noorden, Musiker und Komponist, gest.

25. 1096 Wurden in Worms viele Juden erschlagen.
1523 Saul Hakohen, philosophischer Schriftsteller, aus Kandia, gest.
1741 Daniel E. Jablonski, Drucker des Talmud. Berlin, gest.
1757 Jakob Daniel Olmo, Verfasser des „Eden," Ferrara, gest.
1868 Religionsfreiheit in Oesterreich.
1894 Alexander Kohut, Rabbiner, New York, gest.

26. 1171 Wurden Juden zu Märtyrern in Blois.
1615 Samuel Bacharach, Rabbiner, Worms, gest.
1711 Löb Minden, Dichter Altona, gest.
1746 Menachem Manele ben Baruch Halevi, Lemberg, gest.
1820 S Kristeller, Arzt und jüdischer Schriftsteller, geb.
1841 Simon Fubini, Professor, medizinischer Schriftsteller, Turin, geb.
1878 Dr. Abraham de Pinto, Rechtsgelehrter, Haag, gest.
1881 Philipp Freiherr v Schey, Finanzier, Wien, gest.
1881 Jakob Bernays, Philologe, Alterthumsforscher, Professor, Bonn, gest.

27. 1096 Jüdische Bevölkerung in Mainz durch Kreuzfahrer ermordet.
1782 Reglement der Juden in Schweden.
1799 Jacques Fromental Halevy, Komponist, geb.
1848 Maimon Fränkel, Mitherausgeber der Teutonia, Hamburg, gest.

28. 1783 Bann von Josef dem Zweiten verboten.
1811 Abraham de Pinto, Rechtsgelehrter, Haag, geb.
1831 Abbe Gregoire, der Anwalt der Juden, gest.
1832 Jakob Lissa, Verfasser des populären Gebetbuches, gest.
1880 Moritz Rappaport, Dichter und Arzt, gest.
1881 Feisch Fischmann, Maggid, Preßburg, gest.
1889 Jonas Wiesner, Rabbiner und Schriftsteller, Nachod, gest.

29. 1090 Wurde R. Isaak in einer Kirche in Köln getödtet.
1820 Chr. Dohm, Anwalt der Juden, gest.
1839 Hermann Adler, Oberrabbiner, London, Hannover geb.
1861 Lelewel, polnischer Geschichtsschreiber und Geograph, Judenfreund, gest.
1876 B. A. Herrmann, Dramatiker und Theaterdirektor, Hamburg, gest.
1900 David Tittinger, Reichsraths-Abgeordneter, Czernowitz, gest.

30. 1624 Isaak Kohen ben Simson, Schriftsteller, Prag, gest.
1794 Ignaz Moscheles, Klavier-Virtuose, Prag, geb.
1806 Einberufung der jüdischen Deputirten-Versammlung durch Napoleon.
1829 Lewin Goldschmidt, Professor, hervorragender Jurist, geb.
1840 Abschaffung des sogenannten „Judeneides" in Sachsen.
1844 Benzion Frizzi aus Ostiano, der für die Juden geschrieben, gest.

31. 1776 In Mantua kamen in einem jüdischen Hochzeitshause durch Einsturz 67 Personen um's Leben.
1872 Gesetz in Rußland über jüdische Elementarschulen und Lehrerseminare.

Aus Bibel und Midrasch.

Klassische Texte in moderner Fassung von S. H. Sonneschein.

„Schütte den Staub ab, erhebe Dich, Du befangenes Jerusalem! Mache Dich los von Deinem Sklaven-Halsband, Du selbstbefangene Tochter Zion!“ (Jesaia 52, 2.)

Zion, athme frei! Du thust Dir selbst und Deinem Gotte Unrecht, wenn Du noch immer aus alter Gewohnheit stöhnst und klagst und jammerst, als ob wirklich noch niemals so viel Schlimmes Dir begegnet wäre, wie jetzt. — Ein Bastard-Idiot ist in einen Blutprozeß verwickelt und die ganze jüdische Welt schreit: „Wir sind wieder im alten Goluß!“ — Ein teutonischer Primaner wird von der arischen Lynchjustiz heimlich abgethan, weil er ein verflucht gefährlicher, mit allen schwefeligen Salben geriebener Teufelsracker gewesen, und ganz Israel macht einen Skandal, als ob es uns allen an den Kragen ginge. Das sollen wir uns endlich abgewöhnen. Es ist die höchste Zeit! Die Welt ist lange nicht mehr so judenhäßlich wie vor vier- oder dreihundert Jahren. Sie hat sich schon im achtzehnten und dann gar im neunzehnten Jahrhundert bedeutend und immer mehr gebessert. Der Jude hat nicht blos seine Rechte, sondern auch sein Recht sich mit Hülfe der licht- und pflichtgetreuen christlichen Freunde erkämpft, und soll im zwanzigsten Jahrhundert nun erst recht furchtlos und treu seinem Gott, dem Gott der Freiheit und Wahrheit trauen! — Ja, lasset uns alle Zionisten sein! Aber nicht Zionisten der Scholle, des beschränkten Weichbilds einer einzigen heiligen Stadt. Lasset uns das Banner des „geistigen“ Zion, die Oriflamme des „allumfassenden“ Jerusalem entfalten und hochtragen! Es ist die höchste Zeit. Wir sind schon lange keine Sklaven mehr. Selbst in Rußland nicht mehr. Wenn wir nur dem Geist so treu und unverdrossen dienen wollten, wie dem Gold, der Lehre des Judenthums mindestens ebenso viel Opfer bringen wie seiner Ehre, dann ist die „Erlösung“ da. Aber nicht früher! Probatum est.

„Wenn die „Thora“ blos eine feile Waare ist, dann fröstelt sie an!“ (Midrasch zu Psalm 91, 4.)

Nur keine Milchkuh aus der Wissenschaft machen! so warnte schon unser idealster deutscher Dichter. Wer Rabbiner werden und Rabbiner bleiben will, der soll weniger darauf sehen, was seine Gemeinde ihm für sein Wissen und Können bezahlen kann, sondern darauf, ob und wie diese seine „geistliche“ Wirksamkeit der Mission des Judenthums und der Berufung Israels zum Vortheil gereicht. Das Feilschen um das Salaire, das Kokettiren mit den meistbietenden Kanzeln ist eine Prostitution des geistlichen Standes. Kein Wunder, wenn selbst die brillianteste Eloquenz des Predigers und die feurigste Kanzelberedsamkeit des gelehrtesten Rabbiners keine Zugkraft für die ist, die ihn besolden! Probatum est!

„Köstlicher, denn Tausende gemünzten Goldes und Silbers ist mir die Lehre aus Deinem Munde!“ (Psalm 118, 72.)

Der Ehrensold, den die Gemeinde einem Rabbiner und Prediger von Gottes Gnaden wirklich bezahlt, ist gar nicht zu schätzen. Und darum weiß dies der Janhagel auch gar nicht zu schätzen. Aber wir predigen ja auch nicht für den Janhagel. Diese Menschensorte versteht uns nur dann, wenn wir sie mit der Nase d'rauf stoßen, das heißt mit unserer eigenen Nase. Und dann bluten wir, die Prediger, nicht die Gemeinde. Ich selbst habe das allerdings nicht erfahren. Mein Bluten war nicht die Verschuldung der Gemeinde. Aber ich bin alt und erfahren genug, um es geradezu sagen zu dürfen. Predigt immer nur zu den Edeln und Guten und Hülfreichen in der Gemeinde. Die verstehen sich immer auf das Gold Eueres Vorschweigens, und verzeihen Euch auch immer das Silber Eueres Vorredens. Darum stehen Euch stets alle Börsen und alle Herzen offen. Probatum est.

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Ehrsucht ist eine krankhafte Gewaltsache des alternden Strebers. Ehrgeiz ist eine gesunde Bethätigung des jugendlichen Thatendurstes. Verstimmter Ehrgeiz ist ein Sporn, verstimmte Ehrsucht eine Geißel. Beide stacheln, beide schmerzen. Aber die Jugend hat elastische Flanken, die sich über alles hinwegsetzen, während das Alter unter den Streichen zusammenbricht.

„Der Tapfere weicht muthig zurück.“ Stöcker erklärt nun ausdrücklich den Bankerott des Rassen-Antisemitismus, appellirt jedoch um so bitterer an das Massen- und Klassenvorurtheil. Er kämpft jetzt ausschließlich im Solde des Neides und der Ohnmacht! Es sei ihm gegönnt, wenn er von solchem „Abfall“ leben kann.

Der jüngste Roman Zangwill's: The Mantle of Elijah ist schon mehr politische Romantik wie romantische Politik. „A bisserl Genie, a bisserl Bizzarrerie, und a ganz klaan's bisserl Falschheit ist auch noch dabei!“ Aber ä „Gewuhre“ hat er!

Die nene Debora macht sich, aber nicht von selbst. Ihr müßt ihr auch helfen.

Da sprach ein „jüdisch-deutscher Portugiese“ kürzlich vom „Verschwinden der amerikanischen Rabbiner des neunzehnten Jahrhnnderts.“ Und der gute Mann ist im Jahre 1859 beim gottseligen Leeser „Bar Mitzwah“ geworden. „Warte nur, balde ruhest Du auch!“

Rundschau.

Du Paty de Clam, der Hauptanstifter der Dreyfus-Affaire, ist pensionirt worden, und damit hat das Ministerium Waldeck-Rousseau indirekt die Richtigkeit der Revisionskomödie anerkannt. Trotzdem hat Joseph Reinach sein Buch über den Dreyfus-Prozeß geschrieben und Dreyfus selbst wird bald mit seinen Erlebnissen folgen. Das Urtheil der Weltgeschichte ist gesprochen. Die Verurtheilung Dreyfus' war ein von den Jesuiten inscenirter Ritualmord.

Bischof Brynych von Königgrätz, in dessen Diöcese Polna, der Schauplatz des letzten Ritualmordschwindels liegt, hat gegen die „Kleine Zeitung" von Frankfurt und gegen den „Freidenker" von Wiesbaden die Ehrenbeleidigungsklage eingereicht, weil diese Blätter die Nachricht verbreiteten, der Bischof hätte von der Kanzel herab erklärt, er sei von der Schuld des Hilsner, der wegen Ritualmordes zweimal zum Tode verurtheilt wurde, überzeugt. Der Bischof hält es für eine Beleidigung, daß man ihm den Glauben an ein jüdisches Ritualmordgesetz nachsagt. Das ist um so erfreulicher, als es bei katholischen Geistlichen selten ist. Wenn die Nachricht, wie wir hoffen wollen, wahr ist, ist sie ein versöhnendes Gegenstück zu dem Wirken Deckerts und Rohlings.

Die Nachrichten aus Rußland, die allerdings sorgfältiger Prüfung bedürfen, zeigen, daß es im Inneren dieses Kraters wieder bedenklich gährt. Wohl sind die Zustände reif zum Ausbruche, aber eine starke Militärmacht hat nicht leicht etwas zu fürchten, so lange sie ihrer Generäle sicher ist. Sollten diese sich unzuverlässig erweisen, könnten sich leicht jene Zustände wiederholen, die genau vor hundert Jahren die Ermordung Paul I. herbeigeführt haben. Anderseits ist der billige Liberalismus, der sich den Heiligen Synod wegen der Excommunication Tolstois ausborgt, ein wenig lächerlich. Tolstoi hat die grundlegenden Lehren seiner Kirche angegriffen, er hat zum Beispiel gesagt, daß noch kein Mensch an die Dreieinigkeit geglaubt habe, weil Niemand etwas glauben könne, was keinen Sinn habe, und somit hat die Kirche ein Recht, ihn als nicht zu ihr gehörig zu erklären. Ihm selber kann an dem kirchlichen Gnadenschatze nichts gelegen sein, und seine bürgerliche Existenz ist durch nichts bedroht.

Das Thema von der Unterstützung der Literatur drängte sich uns unwillkürlich auf, als wir kürzlich eine trefflich ausgestattete Brochüre „Nicaragua or Panama" von einem spanischen Ingenieur erhielten. Die Brochüre will für die Erwerbung des Panama-Kanals durch die amerikanische Regierung Stimmung machen. Man will also entweder des politischen Einflusses der Deborah sich versichern oder, was noch wahrscheinlicher ist, man schickte die Brochüre, ohne sich die Mühe einer besonderen Sichtung zu machen, an alle Zeitungsredactionen Amerikas. Auf alle Fälle kostet das Jemanden viel Geld, der dadurch hofft, der defunkten Panamagesellschaft ein wenig aufzuhelfen. Warum sollte sich nicht auch aus idealistischen Motiven Jemand fin-

den, der in bescheidenem Maße der Deborah auf diese Weise ein wenig beisteht. Es giebt eine ziemliche Anzahl von Vereinen, Bibliotheken, Wohlthätigkeitsanstalten und dergleichen, welche eine solche Schenkung dankbar aufnehmen würden. Alles Nähere sagt die Redaction.

Ein kleiner Lichtblick aus Oesterreich! Bei einem neulichen Pairsschub ist der Professor der klassischen Philosophie, Theodor Gomperz, in das Herrenhaus berufen worden. Er wird dort an der Seite seines Bruders, des Fabrikanten Julius von Gomperz, sitzen; ein Fall, der nicht allzuhäufig eintritt. Außer diesen zwei Brüdern ist noch ein Jude, Herr von Oppenheimer, österreichischer Pair. Vom geschichtsphilosophischen Standpunkte aus ist es interessant zu wissen, daß der Ahnherr der Brüder Gomperz, Elias Gomperz, genannt Elije Klef (Cleve), Hofjude des großen Kurfürsten war. Vom Hofjuden zum Großindustriellen und zum Universitäts-Professor ist in einer Nußschale die Evolution des Judenthums. Noch ein Pair erweckt unser Interesse. Es ist der Professor der romanischen Sprachen an der Wiener Universität, der Konvertit Adolf Mussafia, der Sohn eines Rabbiners von Spalato, der sich als Vertheidiger der Kabbala gegen S. D. Luzzatto hervorgethan hat, und, wenn wir recht unterrichtet sind, ein direkter Nachkomme Benjamin Mussafias, des Leibarztes der Königin Christine von Schweden war. Auch eine Evolution!

Der Tiefstand des rabbinischen Amtes in der Gegenwart spiegelt sich in einer fast unheimlichen Weise in dem Berichte über eine Sitzung der Berliner Repräsentanten vom 24. März ab. Es wurde nämlich dort bei Gelegenheit der Berathung über die Qualifikation der Religionslehrer die Bestimmung getroffen, daß die Rabbiner über die Befähigung derselben kein Urtheil abzugeben haben sollten. Zur Begründung dieser höchst sonderbaren Bestimmung wird behauptet, daß die Rabbiner aus Gründen ihrer religiösen Stellung parteiisch seien. Da die Gemeinde absichtlich zu ihren Rabbinern Männer der Rechten und der Linken gewählt hat, ist der Grund doch kaum stichhaltig. Die Zeiten, als die Rabbiner Oettinger und Rosenstein 1845 das Gutachten abgaben, daß auch der Prophet Eliah nicht den kleinsten Gebrauch abändern dürfe, sind wohl in Berlin definitiv vorüber, hingegen scheint in dem Kreise der Vorsteher jener Geist nicht ausgestorben, der sich in dem berühmten Gutachten des Vorstehers Ruben Gumpertz von 1820 aussprach, als er der Regierung mittheilte, der Rabbiner sei blos ein „Kauscherwächter." Es scheint darauf abgesehen, den Rabbiner blos zu einem predigenden Gemeindediener zu machen; ein Prinzip, das uns ganz unwillkürlich an den talmudischen Spruch erinnert: Jerusalem wurde zerstört, weil man die Vertreter der Gotteslehre mißachtete.

Die Zustände in Oesterreich zeigen eine beispiellose Verwirrung, welche das Resultat der langjährigen klerikalen und feudalen Herrschaft ist. Natürlich müssen die Juden immer als Sündenbock herhalten. Der bitterste Kampf ist der zwischen den Alldeutschen, die das deutsch-nationale Prinzip repräsentiren, und ihre parlamentarische Karriere als Antisemiten begonnen haben, und zwischen den Klerikalen. Den Alldeutschen, die

sich darüber beklagen, daß ein Redemptoristenpriester in einer Vertheidigung des heiligen Alfonsus von Liguori sie Stalldeutsche genannt hat, wird zugerufen: Ihr seid Juden! worauf der prompte Gegenruf erfolgt: Geht zu Euerem Erzbischof Kohn! So sind die Juden an Allem Schuld, am Klerikalismus wie am Antiklerikalismus. Wie wenig die Klerikalen Grund zur Klage haben, geht aus folgendem Falle hervor. Ein jüdischer Mediziner, Berthold Bodansky, ging in e ne Kirche, um die Musik zu hören. Ein junger antisemitischer Journalist bemerkt ihn, fordert ihn auf, die Kirche zu verlassen, giebt ihm ein paar Ohrfeigen und das Gericht verurtheilt nicht etwa den antisemitischen Radaubruder, sondern den Juden wegen Religionsstörung, weil er bei der Wandlung sich nicht erhoben habe. Der Wahrer der kirchlichen Würde ist übrigens ein bekannter Raufbold, der nicht nur wegen Ruhestörung, sondern auch wegen Zechprellerei zu Arreststrafen verurtheilt war, ein deutlicher Beweis von der höheren Sittlichkeit unter diesen Kämpfern gegen jüdischen Schachergeist! Fast um dieselbe Zeit wird der freisinnige christliche Redacteur eines Tiroler Blattes zu sechs Wochen Arrest verurtheilt, weil er einen gegen ihn gerichteten Hirtenbrief des Fürstbischofs von Brixen verbrannte und dadurch eine Einrichtung der katholischen Kirche herabwürdigte. Offenbar ist Oesterreich von Juden beherrscht.

Im freien Amerika hat sich ein Rabbiner getauft. Es ist der zweite Fall in sehr kurzer Zeit. Im vorigen Jahre trat der ehemalige Rabbiner Wertheimer von Dayton zu der Secte der „Christian Science“ über; jetzt ist Moses Jerusalemski aus Suwalk, der sich nach mehreren Häutungen Josef Moses nannte, zum Christenthum der englischen Episcopalkirche übergetreten. Wertheimer ist ein gebürtiger Deutscher, Moses ein gebürtiger Pole. Etwas Typisches ist an der Sache nicht. Wir haben Conversionen in alter Zeit erlebt, ehe es ein modernes Rabbinerseminar gab wie das Hebrew Union College, an dem Moses und Wertheimer ihre Ausbildung genossen haben. Wir sehen sie in alt-orthodoxen, in neu-orthodoxen und in indifferenten Kreisen. Wir sehen endlich auch in den Kreisen regierender Familien, wo man sonst strenge Kirchlichkeit zur Schau trägt, die Religion nach politischer Zweckmäßigkeit einrichten. Eine Schwester des deutschen Kaisers hat sich als griechische Kronprinzessin zur griechischen Kirche bekehrt und der katholische Ferdinand von Bulgarien hat seine Kinder aus Staatsraison in der griechischen Kirche taufen lassen. Unsere Rabbiner haben beide ihre Stellungen verloren, ehe sie von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt wurden. Das ist des Pudels Kern. Wertheimer, der immer ein Narr war und deutliche Spuren von Größenwahn zeigte, schloß sich der mystischen Sekte der Glaubensheiler an; Moses war ein anständiger und begabter Mensch. Er konnte jedoch niemals seinen höchst unangenehmen „litwakischen“ Accent los werden und darum sich in keiner Stellung behaupten. Da er sich brotlos sah und begreiflicherweise von Bitterkeit darüber erfüllt war, daß sein Studium erfolglos gewesen war, während Andere seiner Collegen, weil sie geborene Amerikaner waren, es zu achtbaren Stellungen gebracht hatten, beging er diesen Verzweiflungsact. Das Judenthum hat an solchen Charakteren nichts

verloren. Bedauerlich ist es nur, daß das Christenthum jederzeit bereit ist, diesen Abfall des Judenthums aufzunehmen und als einen Triumph zu bezeichnen.

Aus Wien wird der Tod des Priesters Deckert gemeldet. Mit ihm schwindet eine der markantesten aber auch traurigsten Erscheinungen in der Geschichte des Wiener Antisemitismus. Deckert war es, der den Ritualmord als Thatsache beweisen wollte. Zu diesem Zwecke verband er sich mit einem getauften polnischen Juden, der sich den Namen Paulus Meyer beigelegt hatte, von dem er sich Ritualmord-Zeugnisse fabriziren ließ. Da es durchaus nöthig war, einen Ritualmord in der Gegenwart erlebt zu haben, erklärte Meyer, einem solchen in Polen beigewohnt zu haben. Deckert rechnete hierbei auf die bewährte Nachsicht des österreichischen Staatsanwalts, der wohl gegen Jedermann die Anklage erhebt, der vor einer vorüberziehenden Prozession den Hut nicht abzieht, aber bei Beleidigungen der jüdischen Religion die größte Schonung walten läßt. In einer Sache hatte er sich aber verrechnet. In seinem Streben nach Realistik hatte Meyer wirkliche Personen als Mörder genannt, und damit war die Möglichkeit einer Privatklage wegen Ehrenbeleidigung gegeben, die nicht nur die Unwahrheit der behaupteten Thatsachen, sondern auch den Umstand ans Licht brachte, daß der angebliche Führer der Ritualmörderbande schon zwei Jahre vor der angeblichen That gestorben war, daß aber Meyer ein notorischer Schwindler war, der der Reihe nach alle Missionsanstalten beschwindelt hatte. Meyer wurde zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt, während Deckert, da es doch nicht gut angeht, einen Priester in Oesterreich wegen eines gegen Juden begangenen Verbrechens zu verurtheilen, mit einer Geldstrafe davon kam. Das war im Jahre 1893. Ein Jahr später ließ Deckert ein „Vaterunser in der Judennoth“ erscheinen, das nichts Anderes als eine Parodie der „Worte des HErrn“ war. Die österreichischen Gerichte, welche einen Kurgast in Ischl, der Ausländer und Protestant war, auf drei Tage ins Gefängniß steckten, weil er einen Priester auf dem Versehgange nicht gegrüßt hatte, schritten hier nicht ein. Die geistlichen Behörden nahmen daran ebensowenig Anstoß als an Deckerts gedruckten Predigten, die ganz im Stile Dührings und anderer ungläubiger Antisemiten die Gestalten der Bibel als Schurken darstellten, um zu beweisen, daß die Juden von jeher Schacherer und Betrüger gewesen seien. Das Hauptorgan der Partei brachte Deckerts Artikel, während es den frommen Professor Bickell als Judensöldling verdächtigte, weil er von vornherein Meyers Erzählungen als Schauderromane bezeichnete. Natürlich war Deckert ein großer Mann auf den Katholikentagen, und die in den Händen der Klerikalen befindliche Wiener Gemeindeverwaltung zeichnete ihn durch die Verleihung ihrer Ehrenmedaille aus. Wenn es eines Beweises bedürfte, um darzulegen, daß der Antisemitismus großentheils das Werk des Ultramontanismus ist, so hätte Deckerts Geschichte diesen Beweis geliefert. Dabei war der persönliche Charakter dieses Herrn durchaus kein unantastbarer. Er hatte verschiedene schwindelhafte Kirchenlotterien ins Leben gerufen und er, der aus König Davids Leben die Schlechtigkeit der Juden nachweisen wollte, mußte es sich gefallen lassen, daß man ihm nachwies, daß einer seiner Brüder ein Verbrecher, ein anderer ein Vagabund sei.

Himmel und Hölle.

Aus dem Englischen von Adolf Moses.

Uebersetzt von Hermine Frey.

Sie wünschen meine Ansichten über Himmel und Hölle zu hören. Wahrlich, ich schäme mich, zu gestehen, wie äußerst unwissend ich in Bezug auf diese beiden Oertlichkeiten bin. Vor vierzig Jahren habe ich zum ersten und letzten Male die Hölle besucht. Ich trug damals in meiner bescheidenen Weise dazu bei, die Bourbonen-Teufel aus Neapel zu verjagen. Diese Beschäftigung erweckte in mir den Wunsch, die Teufel in ihrer berühmten Heimath aufzusuchen. Eines Tages stieg ich also mit meinem vertrauenswürdigen italienischen Führer, Dante Alleghieri, in die Hölle hinab. Auf diese Art erlangte ich eine ziemlich genaue Kenntniß der Geographie und Topographie der Hölle. Ich machte die Bekanntschaft verschiedener, hochgeborener Damen und Herren und einer großen Anzahl berühmter Prediger und Politiker. Sie fächelten sich beständig wegen der drückenden Hitze. Ich wurde mehreren Teufels-Herren vorgestellt, den Aufsehern der verschiedenen Abtheilungen, unter denen der Höflichste der Chef der Feuer-Abtheilung war. Er machte mich mit einem seiner höheren Beamten bekannt, dem Leiter des „Standard Oel-Departements,“ das man dort zum Erhitzen und Kochen hartgesottener Sünder benützt. Seitdem habe ich dieses tropische Land nicht wieder besucht, denn ich kann die große Hitze nicht ertragen, sie verursacht mir Magenbeschwerden. Daher kann ich nicht sagen, wie die Hölle heutzutage aussieht. Viele große Veränderungen haben seitdem stattgefunden, und der Zustand da unten muß ein ganz anderer geworden sein. Zum Beispiel ist die Sklaverei im Süden und in verschiedenen anderen Ländern abgeschafft worden.

Als ich ein kleiner Knabe war, pflegten die Kometen als wandernde Höllen, als, sozusagen, fahrende Gasthäuser zur Aufnahme für sündige Seelen bestimmt, betrachtet zu werden. Die Wissenschaft hat jedoch kürzlich erst entdeckt, daß Kometen nur Ansammlungen oder Ketten von Meteoren sind, die lose durch gegenseitige Anziehungskraft zusammengehalten werden. Gewiß ist kein Platz auf ihnen für eine höllische Niederlassung. Ist der Mond eine Hölle, wie weise Männer und Frauen früher dachten? In meinem gegenwärtigen beklagenswerthen Zustand der Unwissenheit wage ich weder eine bejahende, noch eine verneinende Antwort auf diese so wichtige Frage zu ertheilen. Trotzdem neige ich mich der Annahme zu, daß der Uebergang von furchtbarer Hitze zu entsetzlicher Kälte, obzwar er wie man meinen sollte, eine sehr passende Strafe für Uebelthäler bietet, doch auf die Dauer die Gesundheit der beaufsichtigenden Teufel vollständig zerstören muß. Gicht und Fieber müssen ihnen das Leben unerträglich machen und sie zum Auswandern bestimmen. Meiner ehrlichen Ueberzeugung nach ist die Hölle in den letzten Jahren auf Erden versetzt worden und zwar nach Rußland. Millionen von Seelen werden dort durch wahre Teufel gequält. Religion, Männlichkeit, Selbstachtung, Ehre und Hoffnung werden durch Machinationen, wie sie keine höllischen Teufel erfinden könnten, erdrückt. Mit Hilfe einer Million Unter-Teu-

fel ist es dem Erzteufel gelungen, unzählige menschliche Wesen in Thiere zu verwandeln. Diese Hölle, fälschlich ein christliches Land genannt, ist mit hohen und starken Mauern der Unwissenheit umgeben, sie hat mächtige Thore, die fluchwürdigen Thore des Despotismus. Die Inschrift auf diesen Thoren sollte lauten:

„Per me si va nella citta dolente,
Per me si va nel eterno dolove,
Per me si va tra la perduta gente,
Lasciati ogni speranza, voi chi entrate."

„Durch mich tretet Ihr ein in die Stadt der Schmerzen,
Durch mich geht Ihr ein in ewige Leiden,
Durch mich seid Ihr der Menschheit für immer verloren,
Lasset alle Hoffnung fahren, die Ihr hier eintretet!"

Um nun zum Himmel überzugehen, will ich Ihnen Alles sagen, was ich darüber weiß, obzwar es herzlich wenig ist. Ich lebte im Himmel während vieler Menschenalter, ehe ich ein Bürger dieses Planeten wurde.

Ich habe noch eine schwache Rückerinnerung daran, wie bitterlich ich weinte, als ich die immergrünen Wiesen, den Garten voll Wonne mit seinen Bäumen der Weisheit und Freude verlassen mußte, um meinen Wohnsitz im Hause eines armen Geistlichen aufzuschlagen. Ich schmiegte mich an die Füße meines Schutzengels und flehte ihn an, er möge mir gestatten, zu bleiben und ewig mit den jungen Engeln fortzuspielen, mit denen ich täglich in die Schule ging und Unterricht von Gabriel empfing. Mein Schutzengel nahm mich in seine Arme, legte meinen Kopf an seine Brust und schläferte mich ein mit einem zauberhaften Lied, von dem mir nur wenige, abgerissene Worte geblieben sind: „Diener Gottes — leidende Liebe — Kindern Gottes Gutes thun — Uebel ausrotten."

Als ich erwachte, befand ich mich in einem kleinen Zimmer, das von zwei Talgkerzen erleuchtet wurde. Zwei bärtige Männer, der eine alt, der andere jung, betrachteten mich mit feierlich ernsten Augen, und ich hörte die leise geflüsterten Worte einer blassen, schönen, jungen Frau: „Ach Gott, segne meinen Erstgeborenen!" — „Amen, Amen," fügte ihre greise Mutter fromm hinzu. — Ich war so erregt, daß ich laut und bitterlich zu weinen begann. „Himmel, oh verlorener Himmel, nehmet mich zum Himmel zurück!" — Meine irdischen Verwandten verstanden mich nicht, aber mein Schutzengel flüsterte: „Schweige, werde mündig, versuche, den Himmel zurückzugewinnen. Schaffe einen Himmel aus dieser Erde. Ich werde dich nicht verlassen und dir oft himmlische Botschaft bringen."

Während meiner fünf ersten Lebensjahre verlor ich den Himmel nicht ganz aus dem Gesicht. Auf der Wiese hinter unserem Hause pflegte ich auf dem Rücken zu liegen und stundenlang zum blauen Himmel emporzublicken. Nach einem Weilchen kamen dann mehrere kleine Engel, meine früheren Spielgefährten, öffneten ein Fenster und schauten und sprachen lächelnd zu mir hernieder. Auch ein Thor öffneten sie bisweilen, so daß mein Auge bis in's Innere des Himmels schauen konnte. Ich sah dann Engel und Heilige

in feierlichem Rundgang in den himmlischen Regionen sich ergehen, hörte sie seelenberückende Lieder singen, deren fernes Echo mein Ohr erreichte.

Seit jener gesegneten Zeit habe ich so viel Teufelei, Elend und Unterdrückung auf Erden geschaut, daß sie im Verein mit meinen eigenen Sünden und Leidenschaften meinen Blick getrübt haben. Die bitteren Vorurtheile der Welt, der grausame Fanatismus der Rassen, der geistige Stolz der Menschen, ihre religiöse Ueberhebung und ihr eingebildetes Wissen, alle diese, in Himmels-Livree einherstolzirend, haben den Himmel ausgeschlossen. Die Seufzer, das Stöhnen und Weinen der Unterdrückten haben die Echos der himmlischen Musik unhörbar gemacht. Dennoch hoffe ich, daß vor meinem endgültigen Abschied von diesem Planeten mein Auge noch einmal die Träume der Kindheit schauen und mein Ohr die anmuthigen Melodien des Himmels vernehmen wird, wenn nicht hier, so im Jenseits. Ich glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an die Rückkehr zu Gott. Was immer er dem Menschen in der künftigen Welt beschieden haben möge, mit vertrauender und liebender Seele beuge ich mich ihm.

Beneidenswerth aber finde ich jene Gottesgelehrten, die in ihrem Hause zwei Telephons besitzen, deren eines sie mit dem Himmel, deren anderes sie mit der Hölle verbindet. Kein Wunder, daß sie beide Plätze auf's Genaueste und bis in jede Kleinigkeit kennen. Wenn sie durch das Telephon zu ihrer Linken hören, vernehmen sie das entsetzliche Schreien, das bittere Wehklagen der gequälten Sünder, das Knirschen der Zähne, das Zusammenschlagen der Hände in hoffnungslosem Weh. Und sogleich setzen sie sich nieder, um in einer Predigt wahrheitsgetreuen Bericht zu geben von Allem, was sie gehört, auf daß die Uebelthäter erschrecken mögen.

Dann gehen sie zum Telephon rechts. Horch, sie lauschen! Sie hören Alles, die Gesänge und Psalmen der Seligen, ihre Gespräche und Unterhaltungen. Sie hören noch mehr. Sie vernehmen Alles, was Gott der Herr sagt; seine Pläne und Vorschläge sind ihnen bis in jede Einzelheit bekannt. Mit welchem Jubel sie dann all' die freudigen Nachrichten, welche ihre frommen Ohren vernommen haben, zur Erhebung aller Erwählten niederschreiben! Gesegnete Männer müssen wir sie nennen, denn sie sind die Besitzer aller Geheimnisse des Himmels und der Hölle.

Festgruß an Prof. Dr. Moritz Steinschneider,

Zu dessen 85sten Geburtstage, den 30. März 1901.

Dich grüße ich, Du großer Geist,
Gott stärke Deine Seelenkraft!
Du bist ja, wie Dein Name heißt,
Ein B i l d h a u e r d e r W i s s e n s c h a f t.

Dein Geist verjüngt sich jedes Jahr,
Du wirst kaum älter mit der Zeit,
Der Schimmer auf Dein weißes Haar
Ist schon der Glanz der Ewigkeit.

Verweile noch recht lange hier,
Du Meister der Gelehrsamkeit,
Und lehre uns zu Füßen Dir
Des Geistes Pflichtgehorsamkeit.

George Alexander Kohut (aus New York).

Z. Z. Meran, Oesterreich, den 8. März 1901.

Gratulation.

Meinem Freunde, dem pensionirten Cantor und Lehrer Herrn J. Samter zu seinem siebzigsten Geburtstage achtungsvoll gewidmet von J. Groneman.

Die Weisen aller Völker lehren,
Nichts Schön'res sei, als wenn in Ehren
Ein Sterblicher am Namenstag
Zurück auf's Leben schauen mag.

Ja, siebzig Jahre sind vergangen
Nicht ohne Thränen, Leid und Bangen,
Manch' schnöder Undank ward Dein Lohn,
Manch' böses Wort, manch' bitt'rer Hohn!

Jedoch im Amt, auf steiler Bahn
Der Pflicht, hast Du Dein Werk gethan,
Und magst zurück nun mit Vertrauen
Auf Deiner Hände Arbeit schauen.

Wir aber wünschen heute Dir
Zum Wiegenfest Glück für und für!
Und mög' noch lange, ohne Zähren,
Bei Weib und Kind Dein Leben währen!

Ein Hoch dem siebzigjähr'gen Freund!
Den Lieb' und Treue uns vereint.
Nur frohe Jahre, Glück fortan!
Das wünscht Dir Dein Freund Groneman.

Schmerel Butterfaß aus Hussiatyn kommt regelmäßig nach Brünn einkaufen. Als sein Kredit das Non plus ultra erreicht hat, bleibt er aus. Briefe seines Gläubigers sowie des Advokaten werden nicht beantwortet, und so macht sich der Fabrikant auf, um persönlich nach der Sache zu sehen. Schmerel empfängt den Besucher mit den Ausdrücken freudigster Ueberraschung. Der Fabrikant sagt aber ganz kühl: Euere Liebenswürdigkeit ist sehr schätzbar, aber ich möchte zu meinem Gelde kommen. Habt kein Daage (Kummer) nisch, sagt Schmerel, Euer Geld ist ganz betüach (sicher). Euer Wort in Ehren, sagt der Fabrikant, aber ich möchte doch eine sachliche Garantie sehen. Schmerel öffnet die Thüre zu seinem einzigen Zimmer und sagt: Hier ist man Wab, sie soll mer leben, und dann hab' ich acht Töchter. Wie Ihr seid gefahren, habt Ihr ewade gesehen dem großen Puretz sein Schloß. Der hat viel tausend Schaf', und wenn man sie trabt zum Schern, blabt die Woll' hängen an die Derner. Dann geht man Wab und mane acht Töchter und werd' die Woll' sammeln und werd' Zizeß spinnen, und dann werd man sie verkaufen und Ihr wert haben Euer Geld. Trotz seines Aergers muß der Fabrikant über diese Unverschämtheit lachen. Schmerel blickt triumphirend auf seine Ehehälfte und sagt: Der Tatsch (Deutsche) lacht, er meint, er hot schoin.

Briefe aus Oesterreich.

Die Reichsrathswahlen sind vorüber. Sie haben den radicalen Parteien aller Lager Verstärkungen gebracht und machen so die rohen Auftritte anläßlich der Eröffnung des Reichsrathes begreiflich. Kaum kann trotz der eindringlichen Mahnung der Thronrede eine Besserung unserer parlamentarischen Verhältnisse erwartet werden. Wir Juden in Oesterreich haben vom neuen Parlamente nur wenig zu hoffen. Selbsthilfe angesichts der täglichen Schmähungen und Angriffe auf unsere Institutionen ist der einzige Ausweg, denn die Parteien können und wollen uns nicht helfen, da sie voll und ganz in ihren eigenen Angelegenheiten und dem horror judaicus befangen sind.

Unlängst tagte in Wien der vierte Verbandstag der Religionslehrer an Mittelschulen, der besonders die pädagogische Ausbildung der Jugendbildner besprach. Hier läßt sich leicht Wandel schaffen, da in den meisten Universitätsstädten pädagogische Seminare bestehen, die gerne Hörer aufnehmen und gewiß für den jüdischen Religionslehrer — ich weiß das aus meinem fünfjährigen Besuche des Wiener pädagogischen Seminars — eine Fülle nützlicher Erfahrungen im Allgemeinen wie besonders für das Lehrfach des jüdischen Unterrichtes bieten. Es sei den Seminaren diese Institution pädagogischer Seminare dringend empfohlen. Hierzu muß allerdings noch die praktische Lehrthätigkeit kommen, wobei gewiß der Cultusvorstand der großen Gemeinden mit Rabbiner-Seminaren sein Möglichstes thun wird, wie in Berlin, die Candidaten zur Bethätigung heranzuziehen, wie es besonders das äußerst gediegene Werk von Ziller: „Allgemeine Pädagogik" empfiehlt. Dieses Werk sei allen Pädagogen bestens empfohlen. Dann wird man wohl eher jenen Mängeln abhelfen, die den jüdischen Religionsunterricht lahmlegen. Allerdings kommt es in erster Linie auf die Person und Darstellungsweise des Lehrers an, dem es anheimgegeben ist, durch besondere Betonung des Zusammenhanges mit dem wirklichen Leben und Hinweis auf Analogien die Geschichte und Ethik des jüdischen Volkes dem jugendlichen Herzen einzuprägen. Unsere Jugend ist wie jede andere formbar, nur muß man ihr in richtiger Form alles bieten, namentlich in centralisirender Weise immer den Zusammenhang mit andern Wissenszweigen aufweisen (Ziller). So könnte der Religionslehrer, ausgerüstet mit modernem Rüstzeug, wiederum Jünger der Wissenschaft werben, worüber ich mir einen besonderen Artikel vorbehalte. Auch durch populäre Literatur-Vorträge, wie solche namentlich in Deutschland Anklang finden, könnte den österreichischen Juden wieder jüdisches Bewußtsein im besseren Sinne — hat ja auch die antisemitische Hetze viel zur Hebung des jüdischen Bewußtseins beigetragen — eingeimpft werden. Allerdings geschieht hierfür besonders durch die Vorträge im jüdischen Museum und der israelitischen Union in Wien sehr viel, in den übrigen größeren österreichischen Gemeinden fast gar nichts. Das wären Wege, auf denen man dem jüdischen Bewußtsein neue Kraft und Bedeutung geben könnte. Hoffen wir, daß es bald dahin kommen wird.

Von den täglich zunehmenden Judentaufen — die schlechte Wirkung des Antisemitismus — kann ich Ihnen nur den besonders Aufsehen erregenden

Fall melden, daß der aus dem Wiener und Berliner Rabbiner-Seminar relegierte Juda Tillinger aus Kolomea unlängst in Wien getauft wurde. Juda versuchte übrigens noch vor dem Piseker Hilsner-Prozesse in Prag Beweise für den Ritualmord aus dem Talmud zu erbringen, wobei er aber unglücklicherweise sich in die Redaction eines liberalen böhmischen Blattes verirrte. Wir werden ihn ebensowenig (trotz seiner talmudischen Kenntnisse) fürchten wie irgend einen andern jüdischen Missionär. Juda hatte mit Dr. Maybaum, Berlin, einen Conflict und versuchte auch in Prag gegen ihn einen Schmähartikel zu veröffentlichen, wurde aber abgewiesen! Hoffen wir — um für heute mit einem fröhlichen Wunsche zu schließen, daß bald Licht und Freude bei uns einkehre.

Wolin, 4. Februar 1901. Dr. L. Hirsch, Rabbiner.

Ausland-Nachrichten.

Englaud.

Der zweiundvierzigste Jahresbericht des „Jewish Board of Guardians," einer englischen Wohlthätigkeits-Gesellschaft, deren Sitz sich in London befindet, zeigt nicht nur die großartige Ausdehnung, welche der Wirkungskreis derselben im vergangenen Jahre angenommen, sondern führt uns auch einige beherzigenswerthe Thatsachen vor Augen.

Laut Berichts betragen die Gesammt-Einnahmen	£136,228
Ueberschuß vom 1. Januar 1900	1,653
	£137,881
Gesammt-Ausgaben	£140,930
Defizit	£ 3,049

Aus obigen Summen, die, wie ersichtlich, trotz ihrer Höhe nicht ausreichend sind, um die Ausgaben zu decken, läßt sich erkennen, welche ungeheuren Ansprüche an die englische Wohlthätigkeit gestellt wurden. Hauptsächlich trägt dazu bei die massenhafte und planlose Auswanderung der rumänischen Juden. Man kann die Gesellschaft durchaus nicht tadeln, wenn sie, um die ungeheure Armuth des Londoner Ghetto nicht noch zu vergrößern, alle diejenigen Auswanderer, welche unfähig waren, sich in Canada oder anderen britischen Besitzungen nach anfänglicher Unterstützung selbst fortzuhelfen, wieder nach Rumänien zurückgeschickt hat. Auf's Tiefste zu bedauern bleibt nur der nutzlose Kostenaufwand des Hin- und Hertransportes dieser Armen, der auf ungefähr £8000 geschätzt wird. Dabei ist private Wohlthätigkeit, die, wenn auch in bescheidenem Maße, dennoch ziemlich bedeutende Summen repräsentirt, nicht einmal mit eingerechnet.

Jedenfalls zeigt dies wieder, daß eine Agitation, die nur planlose Massen-Auswanderung bezweckt, nie Gutes stiften kann, vorhandenes Elend aber noch vermehrt.

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Dann wohl Emilie Lerner," sagte Steinbach. „Das ist nämlich die Tochter eines Gutspächters hier in der Nähe, die besonders gerne einen Tag bei meiner Frau zubringt, um sich im Ideal der Weiblichkeit zu üben."

Ernestine machte mit beiden Händen abwehrende Bewegungen. „Weit, weit gefehlt!" sagte sie.

„Nun, ich gebe es auf!" sagte ihr Gatte achselzuckend.

„Dafür sollst Du auch recht angenehm überrascht werden. Ich bitte die Herren, mir zu folgen."

Die Hausfrau schritt die Treppe hinunter, nachdem sie dem Mädchen zugerufen hatte, die Hofthüre zu öffnen, um Licht in die Halle einzulassen. Sie schritt über die mit Steinfließen gepflasterte Halle nach einer der Treppe gegenüberliegenden Stube. An der geöffneten Thüre blieb sie stehen, um den Gast zuerst eintreten zu lassen. Sein Blick fiel in einen kleinen Raum mit weißgestrichenen Thüren und Fenstern, von denen die blankgeputzten messingenen Klinken wohlthuend abstachen. Die Dielen waren dunkelbraun gebohnt und in der Mitte mit einem Teppich bedeckt. Ein Tisch, sechs ringsum aufgestellte Stühle, ein Buffet und ein kleines Anrichtetischchen nahmen fast allen verfügbaren Raum in Anspruch. Am Tische stand eine junge Frau, eine Blondine von wohlthuender Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, offenbar beschäftigt, auf dem gedeckten Tische noch hie und da etwas in Ordnung zu bringen. Als die Thüre sich öffnete, sah sie mit sichtlicher Neugierde den Eintretenden entgegen.

„Ach, da hast Du Recht, Kind," sagte der Hausherr, „das war wirklich eine Ueberraschung."

„Das geschieht auch nicht Dir zu Gefallen," rief seine Frau, „sondern einzig und allein unserem Gaste zu Ehren. Frau Hirschmann — Herr Doctor Pulsnitz!" fuhr sie vorstellend fort.

Frau Hirschmann reichte dem Gaste ihre wohlgepflegte Hand, die dieser kräftig schüttelte. „Ich freue mich recht herzlich, Sie kennen zu lernen," sagte er, „nachdem meine Gastfreunde mir so viel Schönes von Ihnen erzählt haben."

„Der spielt für das Parquet," bemerkte Steinbach lachend. „Glauben Sie ihm nicht. Ich habe nichts dergleichen gethan. Konnte doch wohl auch nicht. Unser amerikanischer Freund ist nämlich ein berufsmäßiger Kurmacher. Er kennt dabei keinen Unterschied des Alters und Geschlechtes. Sie hätten dabei sein sollen, wie er dem Vetter Pessach Schwarz den Hof machte. Er erklärte ihm unter Anderem, das Judenthum Amerika's bedürfe dringend eines Herrn wie Peter Schwarz, um vor dem Untergange gerettet zu werden."

„Nicht necken vor Tisch!" rief die Hausfrau. „Die Beiden sind nämlich ein Liebespaar," wandte sie sich an den Gast, „und müssen sich fortwährend

necken. Der Alte ist offenbar eifersüchtig, weil meine Freundin noch für irgend etwas außer seinen Predigten sich interessirt. Uebrigens können Sie sich auf ihre Anwesenheit etwas einbilden, denn unter gewöhnlichen Verhältnissen ist Frau Hirschmann nicht zu bewegen, bei uns zu Tische zu bleiben. Wir sind eben Kleinstädter und, wenn es für einen verheiratheten Mann schon höchst unschicklich ist, außer dem Hause zu speisen, so ist das für eine Frau geradezu unmoralisch. Uebrigens kein Wort mehr! Die Suppe wird kalt. Bitte die Herren, sich zu waschen!"

Damit wies sie nach dem Waschgestelle. Der Hausherr nahm die Blechkanne, die auf der unteren Platte des Gestelles stand, goß zuerst mit der rechten Hand auf die linke, dann mit der linken auf die rechte und murmelte, während er sich mit dem Handtuche abtrocknete, halblaut den Segensspruch: „Gepriesen seiest du, Herr, unser Gott, König des Weltalls, der du uns geheiligt hast durch deine Gebote und uns befohlen hast, die Hände zu waschen."

Als die Reihe an den Gast kam, winkte der Hausherr lebhaft seiner Frau, indem er nach dem entblößten Kopfe des Gastes wies. Sie eilte zur Thüre und rief: „Rosa, bringen Sie doch den Hut des fremden Herrn aus dem Studierzimmer!" Steinbach machte eine abwehrende Handbewegung, von wiederholten hm! hm! begleitet und zog aus der Schoßtasche seines Rockes eine zusammengefaltete Seidenmütze hervor, die er auseinanderfaltete und dem Gaste überreichte. „Es ist gut, Rosa!" rief die Hausfrau wieder. „Bleiben Sie nur unten. Es ist nicht mehr nöthig." Pulsnitz wusch ebenfalls seine Hände in vorschriftsmäßiger Weise und setzte sich neben Frau Hirschmann auf den ihm von der Hausfrau angewiesenen Platz. Die Hausfrau streifte ihren Ehering ab, legte ihn auf den Rand des Gestelles, wusch dann ebenfalls ihre Hände, bewegte stille ihre Lippen, während sie ihre Hände abtrocknete, und setzte sich dann auf ihren Platz. Ihr Gatte schnitt das vor ihm liegende geflochtene Weißbrod an, tauchte ein Stückchen in das vor ihm stehende Salzbehältniß, sprach laut den Segen: „Gepriesen seiest du, Herr, unser Gott, König des Weltalls, der das Brod wachsen läßt aus der Erde." Dann gab er ein anderes Stückchen dem Gaste und ein drittes seiner Frau. Die Letztere bewegte flüsternd die Lippen, während der Gast seinen Bissen einfach in den Mund schob und dann sein Käppchen abnahm, um es an der Stuhllehne aufzuhängen.

„Sie haben sich nicht die Hände gewaschen, und sollen darum auch kein „Mozi" bekommen," sagte der Hausherr zu Frau Hirschmann.

„Macht mir gar keinen Kummer, Herr Doctor," erwiderte die Angeredete. „Ihre Frau ist viel toleranter, die wird mir schon etwas zu essen geben."

Die Hausfrau hatte indessen das Klingelzeichen gegeben, auf welches hin das Dienstmädchen mit der Suppenterrine erschienen war, welche sie vor die Hausfrau auf den Tisch stellte. Die Letztere begann mit einer silbernen Kelle die Suppe in die Teller zu gießen, als ihre Freundin diese Bemerkung machte. „Da hast Du, Frieda," sagte sie, „bleibe hübsch ruhig, iß' deinen Antheil und laß' das Disputieren für später."

„O, wir können essen und disputieren dabei, das würzt die Mahlzeit. Meinen Sie nicht auch, Herr Doctor Pulsnitz," wandte sie sich an den Gast,

„daß es unnöthig ist, sich ein wenig Wasser über die Hände zu gießen, wenn man sie gerade vorher gründlich mit Seife gewaschen hat? Ein solches Gesetz war vor alten Zeiten wohl nothwendig, als die Leute sich in ihrer Unsauberkeit so sehr gefielen, daß man ihnen einreden mußte, Gott habe befohlen, daß man sich vor Tische seine Hände waschen müsse. Ich bin überzeugt, Sie sind meiner Meinung, Herr Doctor, denn ich habe genau beobachtet, daß Sie beim Waschen der Hände und beim Essen des Brodes nicht das Gebet gesprochen haben.“

„Da mein Freund,“ begann Pulsnitz lächelnd, „mich als so höflich geschildert hat, darf ich Ihnen nicht widersprechen, Frau Hirschmann, denn in diesem Falle wäre ein Widerspruch nicht nur ungalant, sondern ein Bruch jüdischer Etiquette. Nach dem Gesetze darf mir der Hausherr nicht zu essen geben, wenn ich die Hände nicht gewaschen habe. Uebrigens ist es nicht nothwendig, daß man den Segen laut spreche.“

„Das war sehr diplomatisch, Herr Doctor,“ nahm Frau Hirschmann wieder das Wort. „Sie haben jedenfalls die Richtigkeit des Urtheils bewiesen, welches Herr Steinbach über Sie gefällt hat, indem Sie es vermieden haben, nach irgend einer Seite hin Anstoß zu erregen. Ich bin aber fest überzeugt, daß Sie mir innerlich Recht geben. Es ist ja ganz dasselbe mit allen anderen Speisegesetzen. Moses wußte, daß Schweinefleisch häufig Trichinen enthalte und darum hatte er es verboten. Weil aber bei so uncivilisirten Leuten wissenschaftliche Begründung nicht gewirkt hätte, so mußte er ihnen sagen, daß Gott ihm das befohlen habe. Dasselbe ist auch nach meiner Ansicht mit den Reinlichkeitsgesetzen der Fall. Die Leute fühlten sich in ihrem Schmutz so behaglich, daß man ihnen vorreden mußte, Gott habe es geboten, sich zu waschen. So war es auch nothwendig, ihnen die Ostergesetze zu geben, damit sie wenigstens einmal im Jahre eine gründliche Hausreinigung vornehmen sollten.“

„Was Sie doch für eine gelehrte Dame sind!“ fiel hier der Hausherr, etwas ärgerlich ein. „An Ihnen ist ja ein Professor verloren gegangen. Ich würde mir aber in aller Bescheidenheit die Bemerkung erlauben, wie es denn kommt, daß das Fleisch des Kameels und des Pferdes verboten wurde, von dessen Schädlichkeit nichts bekannt ist, ganz abgesehen davon, daß die Gefährlichkeit des Schweine- und Hasenfleisches vielfach übertrieben wird, und daß auch verdorbenes Rindfleisch schädliche Folgen hat, ohne im Gesetze verboten zu sein.“

Frau Hirschmann war bei den Worten des Hausherrn erröthet. „Ich habe gewiß nicht behaupten wollen,“ bemerkte sie schüchtern, „daß ich eine Gelehrte bin. Ich lege mir diese Dinge nur so in meinem schlichten Weiberverstande zurecht und bin überzeugt, daß Sie, Herr Doctor, mich darüber viel besser belehren könnten. Sie wollen aber nicht, daß wir Alltagsmenschen mehr wissen sollen als für uns nöthig ist. Uebrigens bin ich doch gar nicht so schlimm. Sie wissen ja selbst, Herr Doctor, daß es in meiner Küche ganz strikt zugeht, wenn Sie auch bei uns gar nichts genießen. Ich würde schon wegen der Schwiegermutter es nicht anders halten. Meine Schwiegermutter“ — bei diesen Worten wandte sie sich an den Gast —, „überbietet noch

Ernestine an Frömmigkeit. Sie ist die einzige Frau im Orte, die jeden Morgen und Abend den Tempel besucht, die würde nicht eine Minute vor sechs Uhr ihren Kaffee trinken. Dann trägt sie auch einen falschen Haarscheitel, was unsere Frau Rabbinerin nicht mehr thut."

„Wenn es mein Mann verlangt hätte," fiel hier die Hausfrau ein, die eben mit dem Zerlegen des Gänsebratens beschäftigt war, „würde ich es gethan haben, obwohl es eine schreckliche Sache sein muß, so ein Ding immer auf dem Kopfe zu tragen. Welches Stück darf ich Ihnen geben, Herr Doctor, Brust oder Keule?"

„Ich füge mich Ihrem Urtheile," sagte der Gast, „und bin überzeugt, daß ich dabei am besten fahren werde."

„Vergessen Sie nicht, Herr Doctor," begann die Hausfrau, „daß wir in einem kleinen Städtchen leben. Zu Ihrer Ehre will ich annehmen, daß Sie New York so verwöhnt hat, daß Sie so etwas vergessen konnten. Wahrlich, wenn meine Freundin Frieda nicht auf die Nachricht, daß ich einen Gast habe, hergeeilt wäre, um mir ihre Hilfe anzubieten, würden Sie wohl hungrig haben von dannen ziehen müssen. Glücklicherweise reist Fama in einem Städtchen wie dem unseren so rasch, daß ich Hilfe erhielt, ohne sie anzurufen. Dann sind unsere Kleinstädter, selbst die Ketzer unter uns, doch so gutherzig, daß sie ihre Nachbaren nicht in der Noth verlassen. Wenn Sie also ein richtiges Bild von meiner Freundin Frieda gewinnen wollen, verzehren Sie diese eingemachten Holzäpfel mit Andacht. Die hat sie mir eben herübergebracht, und hierin, das muß ich trotz meines Neides gestehen, ist sie unübertrefflich. Was Frieda's theologische Gelehrsamkeit angeht," setzte sie mit einem schelmischen Augenzwinkern hinzu, welches ihrem ernsten Gesichte einen besonderen Reiz verlieh, „kann ich mir kein Urtheil erlauben. Das müssen Sie selber „ausfinden," wie Meister Greentwig sagt, oder von meinem Manne erfahren, mit dem sie, so oft sie sich treffen, disputirt. Aber was das Einmachen von Holzäpfeln betrifft, da braucht sie nicht vor Rif oder Rambam, Mehorscho oder Meharschal zurückzustehen."

„Sie sind aber doch zu bescheiden, Frau Doctor!" bemerkte der Gast verbindlich, „denn Sie scheinen in der talmudischen Literatur sehr zuhause zu sein."

„Nur aus respektvoller Entfernung," war die Antwort. „Unsere Winterabende sind lang und bei dem Mangel jeder Straßenbeleuchtung sehr unheimlich. Mein Mann macht niemals einen Besuch, wenn ihn nicht eine amtliche Pflicht irgendwohin ruft, und wenn wir keinen Besuch erhalten, sitzen wir still beisammen. Ich lese oder bin mit meiner Handarbeit beschäftigt, und helfe dann gelegentlich meinem Manne, wenn er ein Buch braucht. Dabei habe ich den Vortheil, daß die Bücher wieder an Ort und Stelle kommen. Ich kenne sie aber nur von außen. Allerdings kann ich im Terummas Hadeschen die Stelle finden, wo es heißt, daß ein Mann seine Frau nicht hauen darf, und dann noch eine Stelle im Talmud, die uns lehrt, daß des Weibes Gelehrsamkeit in der Spindel liegt. Darum" — und hier zwinkerte sie wieder mit den Augen — „beneide ich meine Freundin Frieda nicht um ihre dialektische Fertigkeit, nicht um ihre Gelehrsamkeit, sondern nur um ihre

unübertreffliche Kunst im Einmachen von Holzäpfeln. Diese Begabung und ihre Herzensgüte sind es, welche mich über ihre Fehler ein Auge zudrücken lassen."

„Diese Holzäpfel sind wirklich delikat," bemerkte der Gast. „Ich muß gestehen, daß ich nicht wußte, in welches Kapitel der Naturgeschichte dieses treffliche Gericht gehöre, aber darüber war ich mir vom ersten Augenblicke an klar, daß, wer einem hungrigen Wegefahrer solche Delikatessen spendet, ein großes Herz haben muß."

„Na, Max!" rief der Hausherr, „Deine Indianer müssen das Kurmachen verstehen trotz einem Gardelieutenant."

„Du Alter," fiel die Hausfrau ein, „Du mußt Deine Eifersucht nicht gar so auffallend zeigen. Andere Leute dürfen auch guten Geschmack an den Tag legen."

Frau Hirschmann wurde über und über roth. „Alles hat es auf mich abgesehen. Von Ihnen, Herr Doctor Pulsnitz, hätte ich Besseres erwartet. Ich habe immer Ihre Partei genommen, wenn Ihr Freund, immer tapfer sekundirt von seiner Gattin, behauptete, daß Sie das alte Judenthum ironisch behandelten. Unter Anderem war gerade von dieser Frage die Rede, welche meine Freundin Ernestine so anzüglich andeutete, als sie von meiner Herzensgüte sprach. Ich habe nämlich behauptet, daß man in früheren Zeiten nicht so viel Gutes gethan hat als heute und daß gerade die Leute, die sich beim Gebete so viel schütteln und die, ehe sie ein Stückchen Brod zum Munde führen, dreimal die Hände waschen —

„Halt, halt, nur einmal," fiel ihr Steinbach in's Wort. „Wenigstens ist es nicht unbedingt Vorschrift. Das dreimalige Waschen der Hände ist nur am Morgen geboten."

„Ist mir ganz einerlei," fuhr Frieda in immer steigendem Eifer fort. „Die Hauptsache bleibt, daß diese Leute gerade diejenigen sind, die am wenigsten das Moralische der Religion in Ehren halten. Da war in meiner Heimath so ein Augenzudrücker, Reb Gawriele nannte man ihn. Dem konnte es Niemand recht thun. Der Eine hatte unterwegs, ohne die Hände zu waschen, ein Weck gegessen, der Andere hatte das Verbrechen begangen, Kaffee mit Milch bei Nichtjuden zu trinken, und er selber war immer aus irgend einem religiösen Motive unglücklich. Am Pessach konnte er keine gerösteten Kaffeebohnen erhalten, Hülsenfrüchte mochte er das ganze Jahr nicht essen und am Sukkothfeste mußte er sich eine ganze Nacht in Schmerzen auf seinem Bette winden, weil es so heftig regnete, daß er nicht in die Laubhütte gehen konnte, und außerhalb der Laubhütte wollte er nicht einmal Arzneitropfen zu sich nehmen. Meine Brüder, welche damals als Studenten ihre Ferien zu Hause verlebten, waren ihm wegen ihrer Freigeisterei ein Dorn im Auge. Einmal, als er sie aus dem Biergarten heraustreten sah, wo sie, wie er vielleicht nicht mit Unrecht vermuthete, ihr Abendbrot gegessen hatten, spuckte er mit einem lauten „Püh" aus. Das wollten ihm meine Brüder heimzahlen. Sie hatten damals einen armen jungen Mann, der mit meinem Bruder Moritz Medizin studierte, auf einige Wochen auf's Land zu uns genommen. Dieser, der ein sehr aufgeweckter Junge war, schmiedete den Racheplan. Am

nächsten Samstag paßten sie dem Reb Gawriele auf, als er seinen gewöhnlichen Spaziergang machte, und streuten einige kleine Silbermünzen auf den Weg. Dann versteckten sie sich hinter einer Mauer und beobachteten den frommen Herrn. Eine Weile stand er unschlüssig. Dann scharrte er mit seinen Füßen die Münzen auf einen Haufen, löste den Knoten seines Taschentuches, das er am Sabbath nicht in der Tasche, sondern nur um das Handgelenk geschlungen trug, ließ es auf die Münzen fallen und hob sie dann damit auf, und steckte nach einigem Bedenken das Taschentuch in die Tasche. Nachdem er eine Weile mit vergnügtem Summen seinen Weg fortgesetzt hatte, kamen meine Brüder mit ihrem Freunde athemlos herzugelaufen, suchten emsig auf dem Boden und fragten endlich Reb Gawriele, der, obwohl er sie sah, ruhig weiter schlenderte, ob er nicht Jemanden gesehen habe, der einige Silbermünzen aufgelesen habe. Dabei jammerten sie, daß ihr armer Freund das Geld verloren habe, welches sein Reisepfennig sei, und daß er jetzt nicht nach Hause kommen könne. Mein lieber Reb Grawiele verzog nur spöttisch den Mund und sagte: „Wenn man am heiligen Schabbes kein Geld in der Tasche trägt, wird man kein Geld verlieren." Moriz aber hatte den Zipfel des Taschentuchs erspäht, zog es mit raschem Griffe heraus, und hier war das Geld. Das Halloh können Sie sich vorstellen. An diesen Gawriele habe ich mich erinnert, als ich in Ihrem Buche, Herr Doctor Pulsnitz, die ergreifende Geschichte von dem Waisenknaben las, den man mit genauer Noth noch rechtzeitig unter den Hufen der vor einem Lastwagen gespannten Pferde hervorgezogen hatte und ihn blutend und mit Koth bedeckt nach Hause bringt. Die Pflegemutter empfing ihn mit Schlägen und Scheltworten und entzieht ihm zur Strafe dafür, daß er seine Kleider beschädigte, das Mittagessen. Bei Tische aber erinnert sie sich daran, daß sie in der Aufregung vergessen hatte, das Fleisch vor dem Salzen in's Wasser zu legen, und das bringt sie der Verzweiflung nahe. Sie läuft zum Rabbiner und bittet ihn, ihr eine Buße zu diktiren; sie legt sich jeden Monat einen Fasttag auf, gelobt sich, in ihrem ganzen Leben Fische, ihr Lieblingsgericht, zu meiden, schickt ihren Gewissensrath, einen augenverdrehenden Bettler, auf den Friedhof, um ihr die Fürbitte der Frommen zu erflehen, aber dem armen, ihrer Pflege anvertrauten Waisenknaben rechnet sie bei jedem Bissen vor, daß sie bei dem geringen Kostgelde, das sie für ihn erhalte, aus ihrem Eigenen zusetzen müsse. Ich sage Ihnen, Herr Doctor, ohne Ihnen ein Kompliment machen zu wollen, daß ich glaubte, Dickens zu lesen, als ich diese ergreifende Scene in Ihrem Buche las. Ich kann diese Chaile vor Augen sehen, wie Sie sie gemalt haben. Sie schildern diese Charaktere mit einer Naturtreue, als wenn Sie Ihre eigenen Erlebnisse darstellten."

Pulsnitz, dessen Gesicht während dieser mit steigendem Eifer gesprochenen Rede den Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit gezeigt hatte, schien bei den letzten Worten von einer tiefen Bewegung ergriffen zu werden. Seine Augen senkten sich und blieben eine Weile auf dem Boden geheftet, während die aufeinandergepreßten Lippen einen Seufzer zu unterdrücken sich bemühten. Eine minutenlange höchst peinliche Pause entstand, bis er langsam und tonlos die Worte hervorbrachte: „Es sind meine Erlebnisse." (Fortsetzung folgt.)